

DUNKLE TRÄUME

RUTH

EIN FANTASYROMAN
VON DELIA LIEBKUR

Triggerwarnungen: Das Buch enthält blutige Szenen (keine Vergewaltigungen), Bezüge zu Suchtverhalten sowie suizidalen Gedanken.

Copyright © 2020 Delia Liebkur

1. Auflage

Umschlaggestaltung: Franziska Haase - www.coverdungeon.com

Korrektorat: Melina Coniglio – <https://melinaconiglio.de/>

Lektorat: Lektorat Nordlicht – <https://lektoratnordlicht.com/>

Kapitelzierden: iStock, Pingwin

Druck und Verarbeitung: Amazon Media EU S.à r.l., 5 Rue Plaetis,
L-2338, Luxembourg

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des

Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages und des
Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder
sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

ISBN: 9798558108651

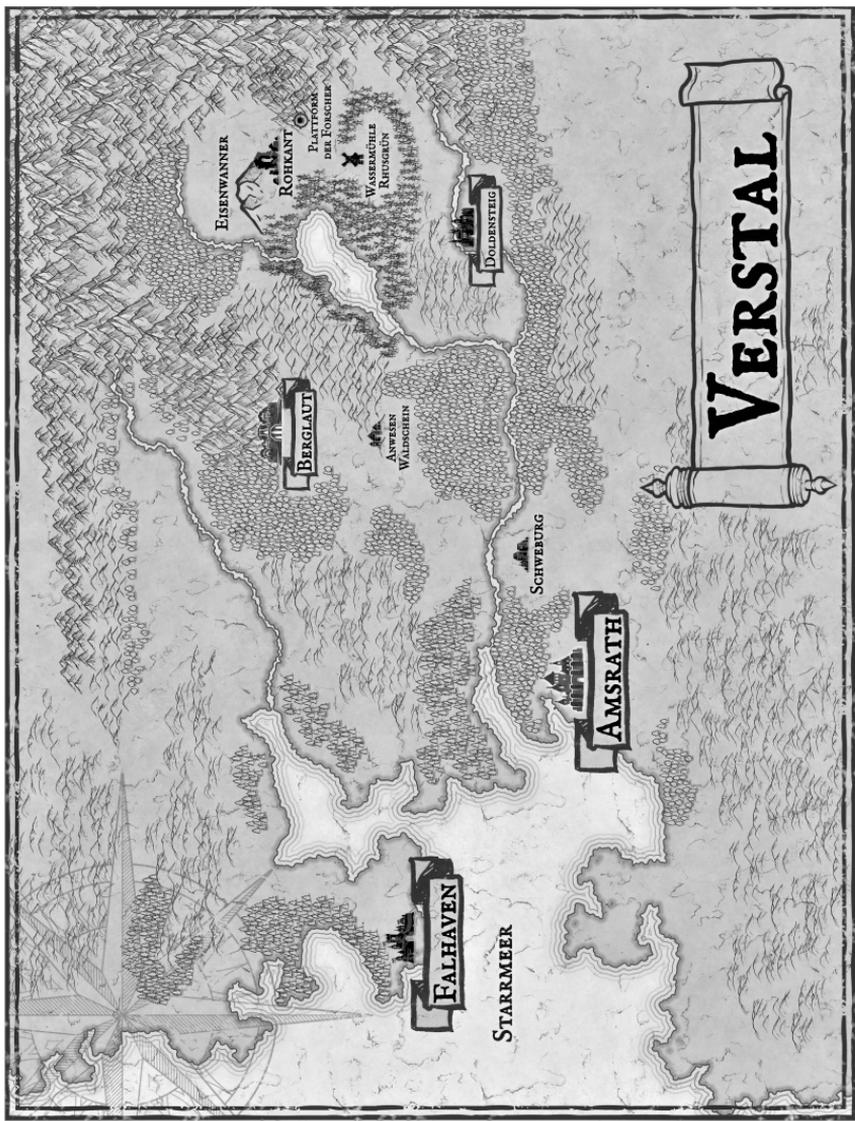
Delia Liebkur

c/o skriptspektor e. U.

Robert-Preußler-Straße 13 / TOP 1

5020 Salzburg

AT – Österreich



EISENWANNE

ROHKANT
PLATTOREN
DER FORSCHER

WASSERMÜHLE
RINGSDEN

DOLDENSTEIG

BERGLAUT

ANWESSEN
WALDORHEN

SCHWERBURG

AMSRATH

FALHAVEN

STARRMEER

VERSTAL



ABSCHIED



— Ruth —

Ich bin nicht allein in meinem Kopf.

Das sagte sich Ruth immer wieder. erinnerte sich daran, was das aus ihr gemacht hatte, um sich den bevorstehenden Abschied leichter zu machen. Es musste aufhören.

Zusammen mit Anka und Dominic stand sie zwischen all den anderen auf der Stadtmauer, direkt über dem Nordtor, und beobachtete, wie Michael Plinnlik seiner Opferung entgegenschnitt.

Er schleppte sich durch die von Menschen gebildete Gasse. Ketten ratterten, das Falltor unter ihnen wurde hochgezogen und schwere Holztüren öffneten sich leise.

Es war leiser als sonst. Um sie herum wurde nur geflüstert. Ein boshaftes Raunen wogte durch die Menge oberhalb der Mauer und unten auf der gepflasterten Straße, doch wütende oder gar abschätzige Rufe blieben aus. Sobald Michael in ihre Richtung blickte, verstummten die meisten und senkten die Köpfe.

Wenige Schritte vor dem Tor hob Michael den Blick, und Ruth glaubte, er würde ihr direkt in die Augen sehen. Ihr lief ein Schauer über den Rücken.

Wusste er es? Nein, das konnte er nicht. Sie kannten sich kaum und hatten auch keine gemeinsamen Freunde, die ihm etwas hätten erzählen können. Bestimmt schaute er nicht sie an, sondern jemand hinter oder neben ihr. Oder alle. Wie sie dastanden und seinen letzten Marsch

mitansahen wie die Geier.

Zwei Wachen führten Michael hinaus. Zusammen mit Dutzenden anderen drehte sich Ruth um, zur äußeren Seite der Mauer. Sie lehnte sich vor und blickte an der langen Wehranlage entlang. Weißer Mörtel blitzte zwischen den Fugen der behauenen Steine. Es gab keinen Dreck oder Moos an der Mauer – die Wache hielt sie gut instand. Sie war das Einzige, was die Bewohner nachts vor den Angriffen schützte.

Die Sonne stand bereits tief und wanderte unaufhörlich dem Binnenmeer entgegen, in das die Mauer endete. Gute zwanzig Meter reichte sie ins Wasser. Am Ufer erkannte Ruth das vier Meter hohe Tretrad der Hebevorrichtung – eine komplizierte Holzkonstruktion –, mit der an der Mauer gearbeitet wurde. An der Stelle bröckelte die Wand und musste ausgebessert werden.

Ruths Blick schweifte wieder nach vorn, hin zum Wald und den schneebedeckten Bergen. Die Wächter würden Michael zu den ersten Fichten bringen, ihn anketten und stehen lassen.

Bei der Vorstellung, dort angekettet zu sein, erschauerte Ruth. Ihre Finger umklammerten das kleine Kristallfläschchen vor ihrem Brustbein, das sie vormittags abgeholt hatte.

„Meint ihr, sie werden ihn heute Nacht holen?“, fragte Anka.

„Bestimmt“, antwortete Dominic.

„Ob er das verdient hat?“

Ruth und Anka tauschten Blicke.

Plinnlik war kein anständiger Mensch gewesen. Unter den Nachtwächtern war bekannt, dass er seine Frau betrogen hatte und sich bei Angriffen stets im Hintergrund hielt, aber er war kein Mörder. Er war nicht die Art Mann, die seine Frau umbringen würde.

Ruth war überzeugt, dass die Selektierer ihm den Mord angehängt hatten. Es gab mehr Befürworter dieser Glaubensrichtung, als die Stadt zugab, und vermutlich

sogar mehr, als sie sich bewusst war. Und manche von ihnen standen *tatkräftig* hinter ihrer Überzeugung. Ruth wusste das aus eigener Erfahrung.

Dominic atmete tief aus und sah auf seine Füße.

Michael wurde angekettet. Die letzten Sonnenstrahlen legten sich über den Wald. Ein Raunen ging durch die Menge, ähnlich der Schlussworte bei einem Gebet. „Du hast gedient.“

Ruth ballte ihre Hände zu Fäusten und versuchte, ruhig zu atmen.

„Lasst uns in die Kneipe gehen. Ich will nicht stundenlang herumstehen, um dann zu sehen, wie der arme Kerl zerfleischt wird.“

Anka und Ruth nickten. Ein letztes Mal blickten sie zu dem angeblichen Mörder hinunter.

Ich bin nicht allein in meinem Kopf.

In ein paar Nächten würde sie herausfinden, ob Michael sie oder jemand anderen über dem Tor angesehen hatte. Und dann würde sie seinen Tod miterleben.

Wie so oft hatte sie mit Anka und Dominic, den sie nur Dom nannten, ausgemacht, sich in der *Bösen Tante* auf ein paar Bier zu treffen.

Sie hatten sich an das Ende eines der langen Tische gesetzt. Über ihnen hing einer der rostigen Kerzenleuchter, die den schmucklosen Raum in schummriges Licht tauchten. Für so ein heruntergekommenes Lokal wären Öllampen zu teuer und unpassend gewesen. Die einzigen Gegenstände von Wert waren die beiden Wandteppiche hinter der Theke sowie die drei Steuerräder an den teils hölzernen, teils gemauerten Wänden.

Nach einer Opferung herrschte immer eine gedrückte Stimmung. Sie sprachen über belanglose Dinge wie das Treiben im Hafenviertel oder wie langweilig es auf der Wache an ruhigen Tagen zuging. Dom erzählte von der Ausbildung, für die er zwei Wochen lang nach Fallhaven fahren würde.

Es war bereits spät, als sich die Stimmung wieder lockerte. Inzwischen war die *Böse Tante* voll geworden. Gelächter und Gespräche erfüllten den Schankraum, und an der Theke bildete sich eine Mensentraube. Dom brachte gerade die dritte Runde Bierkrüge.

„Habt ihr euch eigentlich mal gefragt, wo die Viecher herkommen?“, fragte Anka mit einem Bier in der Hand.

„Welche Viecher jetzt? Diese lauten Trunkenbolde da hinten? So was kann nur Amsrath selbst hervorbringen.“ Genervt sah Dom zu der grölenden Gruppe Hünen hinüber, von denen jeder mindestens einen Kopf größer war als er und die alle schon ein paar Bier zu viel hatten.

„Ich trink’ dich unter den Tisch!“, grölte der eine zum anderen, nahm seinen Krug und setzte an. Die Hälfte landete in seinem Bart, von wo das Bier auf sein Hemd tropfte.

Anka schüttelte den Kopf. Sie trank zwar auch gern Bier, aber so langsam, dass Ruth sie nur zwei Mal in all den Jahren angetrunken erlebt hatte.

„Ich meine die Gesichtslosen.“

Ruth stellte die fast heruntergebrannte Kerze zwischen ihnen etwas zur Seite und lehnte sich vor, um Anka über den Lärm hinweg besser zu verstehen. Sie stützte die Ellenbogen auf den hölzernen Tisch, dessen Rillen mit Wachs und Schmutz gefüllt waren.

„Ich habe gehört, die ersten hätte man im Nordosten gesehen“, antwortete Dom und nahm einen Schluck.

„So meinte ich das nicht. Vielleicht kamen sie direkt vom Flammenmeer zu uns. Es gibt die Theorie, dass sie damals bei Rohkant in unsere Welt kamen. Durch das Feuer.“ Anka schürzte die Lippen und sah Ruth und Dom erwartungsvoll an. Den Blick, den sie immer hatte, wenn sie eine Frage stellte, bei der es keine richtige oder falsche Antwort gab.

„Blödsinn“, widersprach Ruth. „Sie waren schon immer da. Nur halt nicht direkt bei uns. Wahrscheinlich haben sie, dort, wo sie herkommen, inzwischen alles

getötet und daher keine Nahrung mehr. Deswegen kamen sie über die Lauritzer Berge.“

Bewiesen hatte das niemand, doch Ruth war sich sicher, dass die Gesichtslosen nicht aus der Welt gekommen waren, die man nach dem Tod betrat.

„So oder so, Rohkant wurde von der Schöpfung bestraft. Mehr als einmal“, meinte Anka.

Hinter ihnen knallte ein Krug auf den Boden. Alle Anwesenden buhten.

„Wer weiß“, fuhr Ruth fort und widmete ihre Aufmerksamkeit wieder ihren Freunden. „Ist ja auch egal. Sie sind jetzt hier, wir haben das Problem an der Backe, egal, woher es kam.“

„Aber“, sagte Anka mit einem Grinsen im Gesicht. „Wir haben auch Bier, und damit ist alles nur halb so schlimm.“

Sie erhoben die Krüge und tranken darauf.

„So, Leute, hier habt ihr ein paar Zasser, bestellt euch die nächste Runde auf mich, ich ziehe mal los.“ Ruth legte ein paar Münzen auf den Tisch und schlüpfte in ihren Mantel.

„So früh schon?“ Anka sah sie enttäuscht an.

„Muss noch was regeln“, log Ruth.

Anka und Dom tauschten Blicke miteinander.

„Mit deinem Kopf, was? Nimm nicht zu viel davon, irgendwann kommst du aus dem Delirium nicht mehr raus.“ Dom lachte. Ruth wusste, dass es kein Witz war.

„Wir sehen uns morgen.“

Die beiden erhoben ihre fast leeren Krüge. Sie nickte.

Draußen zog sie den Mantel enger, knüpfte ihn bis oben zu und steckte die Hände in die Taschen. Mit ihren dicken Stiefeln stapfte sie über das Pflaster. An ihrem Gürtel ratschte die sichelförmige Klinge der Hippe, die sie immer bei sich trug. Aufgrund ihres Spitzes und den kleinen Haken war sie nicht nur praktisch beim Klettern. Als eine Art kleine Hellebarde erwies sie sich auch im Kampf als äußerst effektiv.

Ruth richtete den Gürtel, zupfte ihn hin und her, bis der hölzerne Griff seitlich eng an ihrer Hüfte lag.

Das lief ja gut, sagte sie sich und folgte der von schummrigen Licht erfüllten Straße. Ein letztes Mal sah sie zurück zur morschen Tür, hinter der Dom und Anka weiter tranken und lachten, in dem Glauben, sie würden sich morgen wieder dort treffen.

Sie vermisste die beiden jetzt schon.

Denk nicht darüber nach.

„Ruuuuth!“, rief jemand Bekanntes von dem Getümmel vor der *Ratte*, einer bei Wächtern beliebten Schenke. „Trink noch was mit uns!“

Yasin saß zusammen mit drei weiteren Wächtern auf wackeligen Bänken an einem mit leeren Krügen und Flaschen zugestellten Tisch und winkte ihr aufgeregt. Er stand halb auf, um sie in die Arme zu schließen, und fiel dabei fast hin.

Entspannt winkten ihr die anderen grinsend zu und erhoben ihre Krüge.

„Hier! Das ist für dich! Schulde ich dir von letzter Woche. Das müssen wir übrigens wiederholen!“ Yasin streckte ihr eine Flasche hin.

Vor einer Woche hatte, wie jedes Jahr, das Hafenfest in Amsrath stattgefunden. Nach ein paar Bieren an der Mauer trafen sich Anka, Dom und Ruth mit einigen anderen Wächtern auf dem Fest. Zusammen stürzten sie sich in das Getümmel, sahen sich die Vorstellungen der Feuerspucker und Akrobaten an, versuchten ihr Glück bei den Wurfspielen und maßen ihre Kräfte beim Tauziehen. Zu später Stunde saßen sie dann in einer Truppe von etwa dreißig Leuten am Steg, aßen, tranken und feierten bis zum Morgengrauen. In einem langen Gespräch mit Yasin erfuhr Ruth von dem Wissenschaftler an der Universität und seinen speziellen Fläschchen.

Solche Abende würde sie vermissen.

„Was gibt’s hier so?“, fragte Ruth und drückte Yasin.

„Was zu trinken! Und tiefgründige Gespräche über

Schmerzen an speziellen Orten nach einem langen Marsch. Hast du da etwas beizutragen?“

Alle in der Runde lachten laut auf.

„Ein anderes Mal“, lehnte Ruth zwinkernd ab. Yasin grinste. Sie löste sich und zog weiter. Die letzte Gesellschaft, die sie in Amsrath genoss, sollten Anka und Dom sein.

Sie ignorierte das Gegröle, das Gelächter, das unhöfliche Gemurmel und die geflüsterten Angebote für sonderbare Substanzen und alles andere, das von links und rechts auf sie einprasselte. Das Hafenviertel von Amsrath hatte viel zu bieten. Es gab nichts, was es nicht gab. Und immer wenn Ruth dachte, sie hätte alles gesehen, überraschte sie die Stadt aufs Neue. Es war ein ständiger Wandel. Wo vor wenigen Tagen eine urige Gaststätte gewesen war, hatte jetzt ein Etablissement für besondere Vorlieben geöffnet. Und wo vorgestern eine Metzgerei Würste verkauft hatte, sammelten sich heute die Zecher an einer neuen Theke. Ruth liebte es.

Sie presste die Lippen zusammen, senkte den Blick und beschleunigte ihre Schritte. Die Straßen von Amsrath waren eng und finster. Selbst am Tag erreichte das Sonnenlicht kaum die stets feuchten Pflastersteine der Gehwege. Bis weit in den Sternenhimmel ragten die Häuser, deren schmale Fronten mit verschiedensten Giebeln versehen waren. An einigen vorstehenden Balken klimperten eiserne Flaschenzüge, die für das Verladen von Waren benutzt wurden. Auf den Kanälen schaukelten leergeräumte Schiffe und ein paar beleuchtete Hausboote und verbreiteten wie immer einen miefigen Geruch.

Ruth verließ das Hafenviertel. Es wurde ruhiger, und der Gestank ließ nach. Statt lallender Trinker geisterten zwielichtige Gestalten durch die Schatten der hohen, schiefen Häuser. In engen Ecken wärmten sich Menschen die Hände an einem Feuer, das ein zylinderförmiges Gitter umgab.

Ich habe das Hafenviertel verlassen. Ein für alle Mal.

Mit jedem Schritt schnürte sich das Band um ihr Herz enger zusammen. Jeder Atemzug fühlte sich an, als wäre er kürzer als der davor. Sie versuchte, nicht an all das zu denken, was sie hinter sich ließ. Alles, was sie hier hatte, war alles, was sie je haben wollte. Doch dem Leben, das sie so lange gesucht und hier gefunden hatte, kehrte sie nun den Rücken.

Es ist das Beste so.

Amsrath würde nicht merken, dass sie nicht mehr da war. Das Hafenviertel würde sich weiterhin verändern und dadurch bleiben wie immer. Nach kurzer Zeit würden Anka und Dom sie mit jemand anderem ersetzen und vergessen.

Ruth wohnte im Hellersviertel, kein Umfeld für Kinder oder Menschen mit sensiblem Gemüt. Hier im Osten der Stadt gab es keine Vormauer vor der Stadtmauer. Die Hauswände waren nur wenige Meter von dem Mauerwerk entfernt. Bei einem Angriff hörte es sich an, als stünden die Stachelhäuter direkt vor der eigenen Haustür.

Hier waren die Häuser etwas weniger hoch gebaut, dafür jedoch noch schiefer. Aber die Stadt konnte es hier nicht auf die absinkenden Holzpfähle schieben, auf die das Hafenviertel einst erbaut worden war. Das Hellersviertel lag auf dem Land und erweckte den Eindruck von vielen kleinen, aufeinandergestapelten Häusern, ohne irgendeine Planung dahinter.

Es war ruhig. Keine Schreie, keine Befehle und kein Knurren waren zu hören. Die Stadt wurde nicht angegriffen. Ein paar Lichter bewegten sich auf der Mauer auf und ab. Amsrath wurde diese Nacht verschont, wohl wegen Plinnlik.

Schnaufend stieg Ruth die schmale Treppe zu ihrer Wohnung hinauf. Unter ihren schwarzen Lederstiefeln knarrten die Stufen. Sie legte den Kopf in den Nacken und knöpfte den Mantel auf.

Abrupt blieb sie stehen.

Da stand er. So, wie sie es sich so oft gewünscht hatte. Eik wartete vor ihrer Tür auf sie. In ihren Wunschträumen hatte er ihre Hände in seine genommen, sobald er sie sah. Hatte ihr tief in die Augen geblickt, ihr gesagt, dass er falschgelegen hatte und sie noch immer liebte.

Er war aber nicht hier, um ihr seine Liebe zu gestehen, das wusste Ruth. Schon oft war sie die Treppe hochgestiegen und hatte ihn dort angetroffen, in seinem grauen, hüftlangen, offenen Wollmantel, dem weißen Hemd, das um seine Brust spannte, und mit den braunen Haaren, die ihm ins Gesicht hingen. Seine dunklen Augen hatten sie jedes Mal zögern lassen, jedes Mal hoffen lassen. Aber sie sah es an seinem Blick, seinen herunterhängenden Schultern. Es war nicht der verliebte Blick, den sie sich gewünscht hatte. Er war bedrückt, fast schon betrübt, mit einer Spur von Scham. Diese Erkenntnis versetzte ihr einen Stich ins Herz.

„Was machst du hier?“ Sie wusste es, aber fragte dennoch.

„Ich denke, du weißt, warum ich hier bin.“

Sie nickte. Es ging ihm immer um das eine.

„Wer ist gestorben?“, wollte Ruth wissen und öffnete die Tür. Eik folgte ihr in die Wohnung, bestehend aus nur einem Zimmer. Durch ein kleines Fenster schien das Mondlicht. Eine Öllampe aus Messing, die Ruth auf den schmalen Holztisch in der Mitte des Raumes stellte, spendete etwas Licht. Gerade genug, dass es die kleine Küchennische mit gusseisernem Ofen und den Bauernschrank mit geschwungenem Giebel sowie den dreibeinigen Beistelltisch neben ihrem Bett beleuchtete.

„Danielle Mantraise, die Tochter des Stadtrats.“

„Ich weiß, wer Danielle Mantraise ist.“ Jeder wusste das.

Ruth ging zu der kleinen Küchennische, nahm die zwei Becher, die sie besaß, und schenkte abgekochtes Wasser ein. Einen reichte sie Eik, darauf bedacht, ihm

dabei nicht in die Augen zu sehen.

Sie leerte ihren in wenigen Sekunden und schenkte sich nach.

„Und?“ Eik schluckte und atmete schwer. Ruth sah, wie sich seine breite Brust langsamer und stärker als sonst hob und wieder senkte. Seine Hand umklammerte den Becher, als wöge er so viel wie ein Backstein. Er ging ein paar Schritte zurück, stellte sich mit dem Rücken an die Tür. „Weißt du was?“

Ruth presste die Lippen zusammen, schüttelte den Kopf.

„Deiner Frage nach haben sie ihren Leichnam geopfert? Wann?“ In Amsrath war es üblich, Verstorbene zu opfern. Für die Lebenden. Denn ein Opfer bedeutete ein paar Tage Ruhe vor den Bestien.

„Gestern“, antwortete Eik und räusperte sich. „Sie hatten sie am Vorabend in ihrer Wohnung gefunden, sich von ihr verabschiedet und sie dann nach draußen gebracht. In der Hoffnung, die Stachelhäuter würden sie bald holen kommen und ... Sie wollen den Verantwortlichen so schnell wie möglich zur Rechenschaft ziehen.“

„Es war ein Mann?“, horchte Ruth auf, aber ließ den Blick starr auf die Holzdielen gerichtet. In den Rillen hatte sich Dreck gesammelt. „Woher wisst ihr das?“

„Es ist nur eine Vermutung.“

Sie musste so schnell wie möglich die Stadt verlassen. Eigentlich hätte sie gestern schon gehen sollen, doch da hatte sie das Fläschchen noch nicht.

Ruth nickte, hob den Kopf. Eik schluckte erneut, sah sich unbeholfen im Raum um, bis sein Blick an ihrem Bett mit der dünnen, strohgefüllten Matratze hängenblieb. Ob er sich an die Stunden erinnerte, die sie zusammen darin verbracht hatten?

„Hast du eine Reise geplant?“

Sie schaute zu ihrem Bett hinüber, auf dem der fertig gepackte, graue Tornister mit braunen Gurten lag. Ein Stechen durchfuhr ihre Brust – das eines gebrochenen

Herzens, das noch immer nicht zur Ruhe kam.

Natürlich. Die Tasche. Nicht das Bett hatte ihn innehalten lassen. Nicht die Erinnerungen.

„Ja.“

Eik nickte. Er würde nicht fragen, wohin die Reise ging. Oder warum.

„Lange?“

Ruth zuckte mit den Schultern.

„Könntest du noch ein paar Tage warten oder die Reise kurzhalten? Du weißt schon. Damit wir den Mörder sofort fassen können. Er darf nicht da draußen frei rumlaufen.“

„Vielleicht solltet ihr einfach mal die Selektierer genauer überprüfen“, entgegnete Ruth scharf.

„Du weißt, das können wir nicht. Es ist kein Verbrechen, zu glauben, dass wir Menschen opfern sollten, um Angriffe zu vermeiden. Ein Leben für viele andere. Die Menschen fürchten sich, das macht sie anfälliger für solche Vorschläge, aber noch lange nicht zu Mördern. Nur diejenigen, die das umsetzen, sind Verbrecher und müssen vor Gericht gebracht werden. Deswegen brauche ich deine Hilfe. Bitte sag mir, dass du noch ein paar Tage wartest.“

Den Blick gen Boden hielt Ruth die Luft einen Moment lang an.

„Ich überlege es mir.“

„Für die Familie wäre es wichtig ...“

„Ich sagte, ich überlege es mir“, wiederholte Ruth ungehalten. Sie hatte den Ton angelegt, den er hasste und der ihn wissen ließ, dass sie nicht weiter diskutieren würde.

„Wie geht es Emma?“, fragte sie nach einer Weile des Schweigens und versuchte, versöhnlich zu klingen.

„Gut. Es sind noch zwei Monate. Wir sind sehr aufgeregt. Emma ist ... Sie macht das alles spitze.“ Eik räusperte sich.

„Sie wird eine gute Mutter“, meinte Ruth schließlich.

Die perfekte Mutter. Die perfekte Frau für den perfekten Mann. Eine Liebesgeschichte, wie sie sein sollte: ohne sie.

Ruth lehnte sich an den schmalen Bauernschrank an. Er war leer. Eik wusste das nicht. Sie sah ihn nicht an, konnte ihn aber so klar vor sich sehen, als wäre er nur wenige Zentimeter entfernt. Sie roch seinen Duft, spürte seine Wärme und seinen Herzschlag unter ihrer Hand.

Doch das waren nur Erinnerungen, nichts weiter, und das würden sie auch bleiben. Zum Glück nicht mehr lange.

„Es ist schon spät. Ich sollte gehen. Bitte, denk darüber nach. Und nimm nicht zu viel ... du weißt schon.“

Reiß dich zusammen.

Sie setzte ein unbekümmertes Lächeln auf, sah ihm in die Augen und nickte. Er erwiderte das gleiche aufgesetzte Lächeln, wandte sich ab und verließ die Wohnung.

Und wie immer, wenn er das tat, gab es da einen Moment, nicht einmal eine Sekunde lang, bevor die Tür ins Schloss fiel. Und in diesem einen Augenblick hoffte Ruth jedes Mal, er würde innehalten, die Tür wieder öffnen, zurück in die Wohnung kommen, sie in die Arme schließen und küssen. So wie er es früher gemacht hatte.

Der Moment verstrich, das Schloss schnappte zu. Und er war weg.

Ruth legte sich hin, bis die Mitternachtsdunkelheit vorüber war und es wieder aufhellte. Um diese Zeit war kaum jemand unterwegs, aber es war schon hell genug, um sich draußen zu orientieren.

Sie füllte ihre Wasserflasche, schulterte den Tornister, befestigte ihre Hippe am Gürtel und schnappte sich den Kurzspeer. Zur Sicherheit tastete sie nach ihrem Brustbein. Sie spürte das Kristallfläschchen unter ihrem Mantel. Sie zog daran – die Kette hielt. *Alles in Ordnung.*

Es war höchste Zeit, zu verschwinden. Sie hastete die

Treppen hinunter und steuerte mit schnellen Schritten auf das Nordtor zu. Im Gegensatz zum Osttor, bei dem die Opferungen stattfanden, war dieser Einlass klein und zu einer Seite durch das Binnenmeer geschützt.

Nicht zurückblicken.

Sie hatte die Stadt nicht mit Eik im Kopf verlassen wollen, aber nun war es eben so. Sein Gesicht würde sie bis zum Schluss begleiten. Sie atmete tief ein und aus.

Ruth näherte sich dem Tor und sah die Wachen oben auf der Mauer patrouillieren. Neben der Kurzballiste brannte jeweils eine Fackel. Daneben, so wusste Ruth, standen die wenigen Gewehre, die Amsrath besaß. Ihr Handelspartner, Fallhaven, die Stadt auf der anderen Seite des Binnenmeers, hatte mehr davon, doch Amsrath fehlte es an den nötigen Ressourcen und vor allem an Geld, um ausreichend Munition zu kaufen. Daher war die Stadt auf die Nachtwächter angewiesen, die, wenn nötig, bei einem Angriff mit Speer, Schwert und Schild bewaffnet draußen vor den Toren kämpften.

Ein bekanntes Lachen drang an Ruths Ohren, hell und unbeschwert. Sie hatte es an so vielen Abenden gehört.

Konnte es Zufall sein? Dass sie die Stadt verließ, wusste Anka nicht. Hatte ihre Freundin es gespürt?

Ruth war angespannt und erleichtert zugleich. Angespannt, weil sie sich erneut verabschieden musste, ohne sich etwas anmerken zu lassen, und erleichtert, weil sie sich so ihren Abschied vorgestellt hatte: Das letzte, was sie von Amsrath sehen würde, war ihre beste Freundin Anka.

Sie hielt die Luft an, kämpfte gegen das Zittern an.

Anka stand neben den beiden Wachen an der Treppe zur Mauer mit einem Bier in der Hand und sprach über die Fortschritte in der Glasbläserei. Ruth kannte den Vortrag. Anka hielt ihn immer, wenn sie jemand auf das teure Flaschenbier ansprach, wovon sie oft welches bei sich hatte. Es war ihr Lieblingsthema, wofür sie häufig irritierte Blicke erntete. Zudem war Anka noch nie

knausrig gewesen, wenn es um ihren Genuss ging.

„... Ihr werdet schon sehen, Bier in Glasflaschen wird sich durchsetzen! Es wird sich verbreiten wie ein Feuer über die hölzernen Dächer Amsraths!“

Ruth konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen, wobei ihr eigentlich zum Weinen zumute war.

„Na, na!“, sagte Anka, als Ruth näherkam.

„Na?“, antwortete Ruth und nickte. Sie biss sich auf die Lippen, um den Mund nicht zu verziehen. Ihre Augen wurden wässrig. Sie blinzelte die Tränen weg.

Denk an deine Träume. An Danielle. Du musst hier weg. Es ist besser so.

„Willst du ein Bier? Komm, in meiner Tasche da drüben ist noch eines.“ Anka legte ihre Hand auf Ruths Rücken und führte sie weg von den Wachen. Nach kurzem Wühlen in der Tasche reichte sie Ruth eine Flasche.

„Du bist immer ausgerüstet, was?“

„Natürlich! Man weiß ja nie, wann man ein Bier braucht!“

Sie schüttelte lachend den Kopf, ballte die Hände zu Fäusten und versteifte sich.

Beherrsche dich!

„Wo soll's denn hingehen?“

„Weg.“ Ruth fiel es schwer, ihre Stimme zu beherrschen.

Es war nicht ungewöhnlich, dass sie für ein paar Tage die Stadt verließ. Schließlich war sie nicht nur eine Wache, sondern auch eine Sammlerin. Das hieß, sie verdiente sich einige Zasser mit dem Sammeln von Pflanzen oder Rohstoffen, die es nur an Orten gab, an die die meisten Menschen nicht gelangten. Ruth hingegen schaffe es überall hin. Egal, wie hoch oben oder weit weg.

„Sammeln?“ Anka hob eine Augenbraue und musterte den Kurzspeer und den vollgepackten Tornister.

„Nein. Nach Berglaut.“

„In die Heimat?“ Anka sah sie überrascht an.

„Das hier ist meine Heimat.“ Ruth zwang sich zu einem Lächeln und nahm schnell einen großen Schluck Bier. Dieser Satz hatte geschmerzt, denn es war wahr. Sie liebte Amsrath und sie hasste es, ihre neue Heimat zu verlassen. „Aber ja, in die Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Ich habe das Gefühl, es ist mal wieder Zeit. Es sind über zehn Jahre vergangen.“

„Eine lange Zeit.“

„Hat sich nicht so angefühlt.“ Beide lachten. Ruth strich sich die schulterlangen, hellbraunen Haare aus dem Gesicht und blickte in Ankas grüne Augen, sah ihr aufrichtiges Lächeln, das ihr schon bei ihrer ersten Begegnung aufgefallen war. Sie hatte Anka direkt gemocht, und so erging es den meisten. Gemessen an den Frauen von Amsrath war Anka überdurchschnittlich groß und überragte Ruth um einen halben Kopf. Trotz ihrer zierlichen Statur strahlte sie durch ihre aufrechte Haltung und ihren wachen Blick eine unverkennbare Stärke aus. Ihr schwarzes, gewelltes Haar schien immer leicht im Wind zu tanzen. Ruths Haare hingegen hingen dünn und schlaff an ihrem spitzzulaufenden Gesicht herunter. Ihre breiten Schultern und die Muskeln, die sie sich beim Sammeln an schwer zugänglichen Orten und Höhen angeeignet hatte, machten sie nicht unbedingt weiblich und schreckten manch einen ab.

„Ja, ich weiß, was du meinst. In Amsrath fliegen die Jahre so dahin. Und in so guter Gesellschaft vergisst man die Zeit noch schneller.“ Anka stupste Ruth mit dem Ellenbogen an. Beide nahmen einen Schluck Bier, die Flasche von Ruth war schon halb leer. „Ich hab’ was für dich. Gib mir deinen Arm.“

„Meinen Arm?“

„Gib schon“, befahl Anka. Bei ihr wusste Ruth nie, was sie erwartete. Es konnte alles Mögliche sein, aber bisher war es immer etwas Herzliches gewesen.

Anka nahm Ruths Arm, zog ein Armband aus hell-

braunem Leder mit kupferfarbenen Verzierungen aus ihrer Hosentasche und legte es ihr an.

„Das ist aus meiner Heimat“, erklärte sie und gönnte sich einen Schluck. „Damit wirst du von allen von dort erkannt, und sie werden dir ein Bier ausgeben. Dann bist du in guter Gesellschaft, egal, wo du hingehst. Und du vergisst mich nicht so schnell.“

Ruth fehlten die Worte. So etwas hatte sie noch nie bekommen. Sie lachte unsicher.

„Vielen Dank. Ich werde dich so oder so nicht vergessen. Nie.“

Tränen sammelten sich wieder in ihren Augen. Dabei hatte sie sich doch vorgenommen, alle Gefühle zu ignorieren und einfach in die Nacht hinauszuspazieren, als ob nichts wäre. Sie rieb sich über die Stirn, sodass es aussah, als sei sie nur müde.

„Pass auf dich auf. Und komm bald zurück.“

Ruth nickte. „Ebenfalls, und wirf ein Auge auf Dom. Der Junge macht doch nur Blödsinn.“

Sie umarmten sich, leerten die Flaschen, dann wandte sich Ruth ab und schritt zügig auf das Tor zu. Anka sollte ihr ihre Trauer nicht ansehen, die spürbar überhandnahm. Sonst würde sie erraten, dass sie nicht vorhatte, zurückzukehren.

„Wenn's dunkel ist, machen wir das Tor nicht mehr auf“, murzte eine der Wachen.

„Bist du neu?“ Ruth rümpfte die Nase und wandte sich dem Mann halb zu, sodass er ihre rechte Seite sah.

Er öffnete den Mund, sagte aber nichts. Starrte nur die verzweigten, schwarzen Linien an, die die Adern von Ruths Unterlippe fast bis zum Ende ihres Unterkiefers nachzeichneten.

„He, lass sie durch“, meldete sich Jasmin, mit der sie schon vor den Toren gekämpft hatte und die hier ebenfalls Wache hielt. „Das ist Ruth Marring. Sie darf als Einzige nachts raus, wenn wir nicht angegriffen werden.“

Grummelnd machte der Mann Platz.

Das große, mit Eisen verstärkte Holztor wurde hochgezogen. Als der Spalt ausreichte, zwängte sich Ruth darunter hindurch.

Kurz darauf hörte sie den dumpfen Aufprall des Eisens auf dem weichen Erdboden. Das Tor war wieder zu. Ein für alle Mal. Ihr Leben, wie sie es kannte und liebte, war vorbei. Von jetzt an gab es nur noch ein Ziel: den Tod ihres Gesichtslosen. Und ihren eigenen.



AUFGEGEBEN



— Anka —

Es wird ein trostloser Tag.

Eine ruhige Schicht lag hinter ihr. Kein Angriff oder sonstige Probleme am Tor. Anka hatte sich in aller Ruhe um die Wartung der Kurzballiste – einer großen, stationären Armbrust, die speziell für den Kampfeinsatz gegen Angriffe am Tor erstellt worden war – sowie Instandhaltung der Mauerzinnen kümmern können. Seit sie bei ein paar Angriffen bewiesen hatte, dass sie gut mit der Wurfmaschine umgehen konnte und ein gutes Auge für zeitliche Abstimmung besaß, wurde Anka auf der Mauer bei der Kurzballiste eingeteilt.

Auch wenn sie es nicht offen zugab, war sie froh darüber. In der Grundausbildung hatte sie gelernt, unten an der Mauer zu kämpfen, doch sie fühlte sich hier oben deutlich wohler.

Ein kalter Wind blies Anka die schwarzen, gewellten Haare ins Gesicht. Als die Ablösung eintraf, stieß sie ein erleichtertes Seufzen aus, zog die Kapuze über ihre Mähne und eilte die Treppen hinunter. Ihre Füße waren seit Beginn ihrer Schicht im Morgengrauen nass. Sie hatte eine tiefe Pfütze übersehen und war mitten reingetreten.

Schon den ganzen Morgen über hielt sich ein lästiger Sprühregen, und es sah nicht so aus, als würde an diesem Tag noch die Sonne scheinen.

„Du bist Anka, richtig?“

Hagen, ein neuer Nachtwächter, der vor etwas mehr

als drei Wochen von Fallhaven nach Amsrath gezogen war, fing sie unten an der Treppe ab.

Seine goldfarbenen, gelockten Haare kräuselten sich bei dem nassen Wetter.

Sie steckte ihre Hände in die tiefen Taschen ihres beigefarbenen Wollmantels und nickte.

„Dom hat mir von dir erzählt. Du musst auch Richtung Hellersviertel, nicht wahr?“

Dom. Natürlich. Anka ahnte, wo das hinführen würde. Hagen gehörte offensichtlich zu den Männern, die sich von Dom angezogen fühlten. Bevor er seine Ausbildung in Fallhaven antrat, sollte sie sich noch einmal mit ihm auf ein Bierchen treffen. Gerade jetzt, da Ruth unterwegs war und wahrscheinlich irgendwo zwischen hier und Berglaut in schwindelerregenden Höhen herumkletterte.

„Stimmt.“ Zusammen gingen sie Richtung Hellersviertel. „Du kommst aus Fallhaven?“

„Ja. Aber ich will eine Amsratte werden.“

Anka grinste. *Amsratte* war ein Kompliment und eine Beleidigung zugleich, je nachdem, wer die Bezeichnung aussprach. Es war ein Sinnbild für alles, wofür Amsrath stand. Amsrath war zäh, etwas eklig, hart im Geben, aber auch im Nehmen. Nicht jeder kam mit dieser ruppigen Art der Stadt zurecht.

„Warst du bei Michael Plinnliks Opferung? Vor zwei Tagen?“

„Ja, mit Ruth und Dom.“

„Ruth? Ah, die mit den“, er deutete an seine Unterlippe, „schwarzen Adern.“

„Genau.“

„Ich habe noch nie eine Geküsste gesehen, die so alt geworden ist. Sie ist eine herausragende Kämpferin. Ich meine, ich habe erst zwei Mal mit ihr einen Angriff erlebt. Aber ich habe das Gefühl, immer wenn sie da ist, sind die anderen ruhiger. Sie scheint keine Angst zu haben, und irgendwie schwappt das über.“

Anka lächelte.

„Sie hat eine beruhigende Wirkung, ja.“

Sie erreichten die ersten Häuser hinter der Mauer. Abrupt blieb Anka stehen und zeigte mit dem Finger nach oben.

„Verdammt, da!“

Über den spitzen, verlotterten Dächern der Straße des Schimmerviertels stieg eine riesige Rauchwolke auf.

Wie lange hatte sie den Rauch schon übersehen? Ein Feuer in Amstrath konnte verheerend sein, war doch fast alles aus Holz.

Sie rannten los.

Anka mochte nicht so stark sein wie Ruth, aber eine schnelle Läuferin war sie. Nach zehn Minuten erreichten sie den Ursprung des Rauches.

Es roch nach nasser Kohle. Schmale Rauchschwaden zogen schwarze Linien in den Himmel. Die Feuerwehr rollte ihren Schlauch bereits wieder auf. Vor den Überresten eines ausgebrannten Hauses hatte sich eine Menschentraube gebildet. Eine ältere Frau stand schluchzend neben Jeremias Eishart, dem Kommandanten der amstrather Polizei – Eiks Vorgesetzten. Er tätschelte ihr den Rücken, doch sein Gesicht war wie aus Stein.

„War noch jemand drin?“ Hagen blieb heftig atmend neben ihr stehen.

„Scheint so.“ Anka deutete auf die weinende Frau. „Wenigstens regnet es. Das Feuer hat das Dach nicht erreicht.“

Das Erdgeschoss war komplett verkohlt, das zweite Stockwerk hingegen war mehrheitlich noch intakt, doch schwarz vom Ruß. Anka fürchtete, das ganze Haus könnte jederzeit zusammenbrechen.

„Was war da noch mal drin?“ Anka kannte und mochte das Schimmerviertel zwar, aber hielt sich zu selten hier auf, um jede Ecke genau zu kennen.

„Eine Schlosserei“, antwortete Hagen.

„Nicht einfach eine Schlosserei.“ Ein junger Mann, er

mochte etwa Anfang zwanzig sein, trat neben sie. Seine Augen waren geschwollen, seine Arme hingen kraftlos an ihm herunter und sein dünner Mantel war vom Regen vollgesogen. Er musste schrecklich frieren.

„Er war der beste Schlosser der Stadt. Drei Jahre habe ich für ihn gearbeitet“, flüsterte der junge Mann, während er das abgebrannte Haus betrachtete. „Er hat mir so viel beigebracht. Und er hatte eine Vision. Er wollte ein Schloss herstellen, das nicht mit einem Dietrich geöffnet werden konnte. Er wollte den Menschen in ihren Häusern Sicherheit bieten.“ Seine dünnen, bereits blau angelaufenen Lippen zitterten, und seine Zähne klapperten.

„Mein Beileid.“ Anka sah kurz zu Boden. „War es ein Unfall?“

Er riss seine großen Augen noch weiter auf.

„Was sollte es sonst sein?“

„Na ...“ Sie zögerte damit, die Selektierer anzusprechen, und entschied sich letztlich dagegen. „Brandstiftung vielleicht?“ Ein Schlosser, der seine eigene Werkstatt aus Versehen in Brand setzte, klang für Anka nicht glaubwürdig. Selbst bei einem Unfall brannte eine Schlosserei nicht so schnell ab. Der Besitzer hätte es rauschaffen müssen.

Sie erkannte das Entsetzen, das ihre Äußerung bei dem jungen Mann hervorrief.

„Tut mir leid, so meinte ich das nicht.“

Der junge Mann senkte den Kopf und wandte sich ab.

Inzwischen waren Ankas Füße komplett nass. Sie verlagerte ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen, um zu testen, wie stark der Schlamm ihre Stiefel am Boden festsaugte.

Jeremias wies der wimmernden Frau die Richtung und verschwand mit ihr.

Viel wird er nicht für die arme Dame tun können.

Nach ein paar Fragen würde er sie in der Dunkelheit wegschicken. Zu Freunden, Verwandten, vielleicht Kin-

dern, um dort unterzukommen. Dort würde sie dann erneut merken, dass sie nun allein war.

Anka schluckte und versuchte, eine Träne zu unterdrücken. Sie wandte sich Hagen zu und schloss einen Moment lang die Augen.

„Wir sehen uns“, brachte sie knapp hervor.

„Wir sollten uns mal auf ein Bier treffen. Vielleicht mit Dom?“, schlug Hagen vor.

Anka nickte und zwang sich zu einem Lächeln. „Klar.“

Hagen wollte noch etwas sagen, doch sie wandte sich ab und stapfte davon, vorbei an den Häusern mit ihren schiefen Fenstern und improvisiert aufgestockten Ebenen. Sie fragte sich, ob sich die alte Frau weniger einsam fühlen würde, wenn sie nie einen Mann gehabt hätte. War es einfacher, allein zu sein, wenn man es schon immer war?

Nach einer Weile bemerkte Anka, wohin sie unbewusst gelaufen war. Sie hielt inne und sah hoch zu Ruths Fenster.

Hatte sich da etwas bewegt? Anka schmunzelte. Sie hatte damit gerechnet, dass Ruth für mehr als eine Woche fort sein würde.

Sich den Regen aus dem Gesicht wischend, betrat sie das miefige Treppenhaus und stieg die Treppen empor, in der Hoffnung, Ruth wäre schon wieder zurück. Ab dem dritten Stockwerk ächzte sie. Es waren so viele Stufen.

Wie schafft Ruth das nur jedes Mal?

Eigentlich hatte Anka erwartet, dass sich Ruth bei ihr zurückmelden würde, so wie sonst. Vielleicht versank sie aber auch gerade wieder in ihren düsteren Gedanken. Sie musste sie da rausholen. Normalerweise gelang ihr das mit einem Bier. Nicht wegen des Biers selbst, sondern wegen dem, wofür es stand: Zusammen und ungezwungen etwas Zeit zu verbringen.

Endlich oben angekommen, klopfte Anka an die Tür

und rief: „Ruuuuuth. Bist du da?“

Keine Antwort. Vielleicht verkroch sie sich nur wieder, wie sie das oft nach einer schlechten Nacht tat. In solchen Momenten musste sie ihre Freundin aus ihrem emotionalen Loch holen.

Anka klopfte energischer, die Tür öffnete sich quiet-schend und sie spähte durch den Spalt in die Wohnung.

„Ruth?“ Statt ihrer Freundin fand sie jemand anderen vor. „Eik.“ Sie konnte ihr Missfallen dieser Überraschung nicht verbergen.

„Hallo Anka.“

Sie betrat die Wohnung und sah sich überrascht um. Es war kalt. Alle Schränke standen offen. In ihnen herrschte gähnende Leere. Auch der Tisch und das Bett, auf dem Eik saß, wirkten verlassen. Er hielt einen Zettel in seiner Hand.

Schweigend reichte er ihr das Stück Papier. Es trug definitiv Ruths Handschrift.

Danke für den Spaß und die Blödeleien. Macht's gut.

Dreimal las Anka die Nachricht.

Eik schüttelte den Kopf.

„Ich habe immer gewusst, dass dieser Moment irgendwann kommt. Es sollte mich nicht überraschen“, sagte er mit seiner tiefen, bestimmten Stimme. Es klang, als wäre er von sich selbst enttäuscht.

Anka verdrehte die Augen, machte eine abweisende Handbewegung.

„Wirklich? Mich überrascht diese Nachricht. Was soll das denn?“

„Sie ist weg. Für immer. Sie hat oft genug gesagt, dass der Tag irgendwann kommen könnte, an dem sie aufgibt.“

Anka rümpfte die Nase.

„Mag sein, dass sie das ab und an gesagt hat, wenn sie eine schlechte Nacht hatte. Aber Ruth würde nicht von heute auf morgen aufgeben. Ich kenne sie doch. Und sie würde nicht gehen, ohne sich zu verabschieden. Es

ging ihr gut. Sie hatte ihr Leben im Griff. Es muss etwas passiert sein.“

Eik klopfte sich auf die Oberschenkel und stand auf. Er steckte die Hände in seine Manteltaschen.

„Der Kuss ist passiert. Es war längst überfällig.“ Er klang traurig, was Anka noch wütender machte.

„Sag mal, geht's noch? Ruth hat diese Stadt und das Leben hier geliebt. Sie hatte keinen Grund, zu gehen. Oder *aufzugeben*, wie du es nennst. Nein, etwas muss passiert sein. Das ist bestimmt anders, als es aussieht. In ein paar Tagen ist sie zurück und hat eine Erklärung dafür. Ich habe sie noch gesehen, als sie Amsrath verließ. Sie schien bedrückt, ja, aber nicht so, als ob sie ...“ Anka brach ab.

Eik sah sie an.

„Wenn ich etwas in meinem Beruf gelernt habe, ist es, dass manchmal Sachen nun mal genauso sind, wie sie scheinen. Auch wenn es uns nicht gefällt, sie wird nicht zurückkommen. Du leugnest es, und das ist in Ordnung, Anka. Jeder geht anders damit um, wenn jemand plötzlich nicht mehr da ist.“ Der Boden knarzte unter seinen Schritten.

„Warum bist du eigentlich hier?“, wollte Anka wissen, als Eik in der Tür stand. Es klang gehässiger als beabsichtigt. Aber das war ihr egal.

Schon immer hatte sie Mühe mit Eik gehabt. Am Anfang, als er Ruth glücklich gemacht hatte, hatte sie versucht, mit ihm klar zu kommen. Doch er war stets überkorrekt und strikt, richtig anstrengend. Selbst Emotionen hatten bei ihm etwas Kaltes, Gespieltes.

„Wegen des Todes von Danielle Mantraise. Wir haben einen ehemaligen Verehrer festgenommen, vorläufig. Aber ... es gibt Ungereimtheiten. Ich wollte Ruths Meinung hören. Danielles Tod ist schon ein paar Nächte her.“

Anka zischte.

„Sie hat es gehasst, darüber zu sprechen.“

„Es hat ihr geholfen“, widersprach Eik und funkelte sie böse an.

„Als ihr noch in einer Beziehung wart, ja.“ Anka verschränkte die Arme vor der Brust. „Und selbst dann hast du ihr nicht immer geglaubt.“

Es gab keine offensichtliche Reaktion, kein Nase-rümpfen, kein Stirnrunzeln, nichts. Aber Anka kannte Eik gut genug. Sein Gesicht mochte steinern sein, doch sein Blick sagte alles. Er hasste sie für diesen Vorwurf, denn sie hatte recht.

„Sie hat wirt von Personen gesprochen, die Dutzende Menschen töten. Von dem Geruch nach Rauch, beige-farbenen Schuhen, einem Husten ... Viele Unterschied-liche Details, die sie nicht zusammenbringen konnte, die aber in ihre Theorie der *aktiven* Selektierer passten. Und natürlich immer dann, wenn sie zu viel Kirschkraut genommen hatte. Dass wir beweisen konnten, dass es jemand anderes war, interessierte sie nicht. Sie glaubte mir nicht, und ich konnte ihr nicht glauben. Ruth war nicht immer so ehrlich, wie du denkst, Anka, und ganz sicher nicht immer so offen und direkt, wie du glaubst.“

„Niemand ist immer komplett ehrlich. Ich kenne sie besser als du. Wenn sie sagt, da gibt es welche, die Men-schen töten, dann würde ich eine verdammte Suchaktion nach ihnen, diesen *aktiven* Selektierern, starten.“

Eiks rechter Mundwinkel zuckte, als er leise fragte: „Sie hat es dir nie gesagt, oder?“

Anka warf die Hände in die Luft. „Sie hat mir vieles gesagt, aber bestimmt nicht alles. Aber meine Güte, sag halt, was du meinst, anstatt um den heißen Brei zu reden.“

„Ruth war überzeugt, Josephines Tod gesehen zu haben. Sie sagte, es sei der Lange mit dem Rauchgeruch gewesen.“

Ohne ein weiteres Wort ging er. Anka hörte seine Schritte im Treppenhaus.

Eine Hitzewelle durchflutete sie. Seit Jahren hatte sie

Josephines Namen nicht mehr gehört. Oft hatte sie an sie gedacht, hatte das süße Spitzmausgesicht und die funkelnden, braunen Augen vor sich gesehen.

Josephine war mit Anka in Fallhaven aufgewachsen. Sie waren Nachbarn gewesen und später zusammen nach Amsrath gezogen. Fallhaven war reicher und zivilisierter als Amsrath, doch das Leben dort war auch strikt und für zwei junge Mädchen recht ... langweilig. Anka hatte sich da nie wirklich zu Hause gefühlt. Sie wollte etwas anderes. Wollte eine Amsratte sein.

In den ersten Jahren hatten sie hier gemeinsam in einer winzigen Wohnung gelebt und zusammen in einem Bett geschlafen, das so schmal war, dass sie kaum nebeneinander Platz fanden.

Im dritten Jahr lernte Josephine Andrej kennen. Die beiden zogen zusammen, und Anka freute sich für ihre beste Freundin. Sie hatte die Beziehung, die sie sich immer gewünscht hatte.

Ein Jahr danach wurde Josephine tot in ihrer Wohnung aufgefunden. Drei Tage später wurde Andrej vor den Mauern Amsraths angekettet.

Ankas Welt war zusammengebrochen. Wie hatte sie Andrej so falsch einschätzen können? Und wie hatte er nach dem kaltblütigen Mord an ihrer besten Freundin so bitterlich und ehrlich weinen können? Als wäre er das Opfer. Sie hatte ihn gehasst. Sie hatte Amsrath gehasst. Und sich selbst. Ein Teil von ihr war mit Josephine gestorben. Ihre Welt war seither etwas weniger bunt, lebendig.

Damals kannte sie Ruth nur flüchtig. Ein paar Mal hatten sie zusammen ein Bier getrunken. Zu diesem Zeitpunkt hatte Ruth ihr noch nichts von ihren Träumen erzählt. Erst ein weiteres Jahr später vertraute Ruth sich ihr an. Als Anka sie nach Josephine fragte, schüttelte sie den Kopf und sagte, sie hätte ihren Tod nicht gesehen.

Sie hatte gelogen.



TRÄUME VOM TOD



— Ruth —

Amsrath lag einen Tagesmarsch hinter ihr. In der Ferne sah sie die Gebirge, die Verstal einschlossen. Ruth mochte es, durch die Wälder zu spazieren. Die Birken, Tannen und Buchen hatten eine beruhigende Wirkung. Sie ragten in die Höhe, ließen ihre Baumwipfel vom sanften Wind streicheln oder rankten nach links und rechts, als ob sie sich nicht entscheiden könnten. Auf dem Waldboden kämpften Blumen, Gestrüpp und Farne um das wenige Licht, das bis auf den Boden hinunterreichte, und Flechten schmückten die großen Felsbrocken und schienen sich zu sonnen.

Inzwischen waren die Trauer und Angst des Abschieds der Ungeduld gewichen. Sie wollte schnell vorankommen. Es sollte endlich alles vorbei sein.

Die letzte Nacht war schlimm gewesen. Von Danielle hatte sie zwar noch nicht geträumt, aber dafür hatte sie sich selbst auf der Mauer stehen sehen, durch Michael Plinnliks Augen. Er hatte nicht direkt sie angesehen, sondern in die allgemein verunsicherten, verurteilenden und trauernden Gesichter geblickt. Schließlich stürzten sich die Stachelhäuter auf ihn. Sie bohrten ihre Zähne in sein Fleisch, schüttelten seinen ganzen Körper, rissen und bissen an seinem Arm, bis er sich von seiner angeketteten Hand löste.

Über die nächsten Tage würde sie ihre Dosis Kirschkraut erhöhen, die Nebenwirkungen spielten keine Rolle mehr.

Der Waldweg führte zu einer Lichtung, auf der ein alter, verlassener Tempel der Schöpfung stand und seinen Schatten auf eine farbenfroh bewachsene Wiese warf. Am bröckelnden Mauerwerk rankte Efeu, und das Dach war teilweise eingestürzt.

Ruth hatte schon viele verlassene Tempel und leergefegte Siedlungen gesehen, die die Natur Stück für Stück zurückeroberte. Trotzdem hielt sie jedes Mal kurz inne und stellte sich vor, wie es einst gewesen sein musste, als der Tempel noch von Ehrfürchtigen besucht und von Schöpfungsbewahrenden gepflegt worden war. Vor etwa vierzig Jahren hatte es hier anders ausgesehen.

Bis die Gesichtslosen kamen und die Stachelhäuter anfangen, Menschen anzugreifen und sich rasant zu vermehren.

Mit der Rechten griff Ruth in ihren Mantel und ertastete das kleine Kristallfläschchen. Der Mann hatte es den *Bitteren Tod* genannt. Mehrmals hatte er betont, dass es keine Garantie für die Wirksamkeit des Mittels gab. Bislang hatte er es nur an Ratten getestet, meinte aber, in der Dosis könne nicht viel schief gehen.

Schöne Aussichten.

Die Abenddämmerung zog einen feuerroten Streifen über den Horizont. Darüber hatte sich der Himmel in ein tiefes Blau gefärbt. Unweit von ihr zwitscherten Vögel. Rechts entdeckte sie ein Eichhörnchen von Baum zu Baum huschen. Ihr stieg der Duft von Nelken in die Nase. In der Ferne sah sie die Siedlung Schweburg. Lichter bewegten sich schnell hin und her.

Ruth hörte Schreie.

Sie ergriff ihren Speer und hastete los. Die Schreie wurden lauter und bald von Knurren und Jaulen überbönt. Sie warf ihren Tornister zu Boden und rannte

schneller. Sieben Stachelhäuter griffen das Dorf an. Von der Mauer ertönten Befehle. Das Tor wackelte bereits, und die ersten Wachen kletterten von der Mauer, um am Boden gegen die Bestien zu kämpfen. Ihre Angriffe zielten auf Bauch und Kehle, nur dort konnten sie den Schuppenpanzer durchdringen.

Eines der Viecher stellte sich auf die Hinterbeine. Seinem großen Geweih und den langen, spitzen Stacheln auf dem Rücken nach zu urteilen war es das Alphantier. Es baute sich vor dem drei Meter hohen Tor auf – die Spitzen seines Geweihs reichten fast bis zur oberen Türzarge –, riss sein Maul weit auf und gab ein lautes Brüllen von sich, ehe es sich mit all seiner Kraft gegen das Tor schmiss.

Die Kurzballiste feuerte und verfehlte. Unbeeindruckt vom langen, eisernen Pfeil, der sich in den weichen Waldboden bohrte, warf sich der Stachelhäuter erneut gegen das Tor.

Die Wachen waren mit den anderen Biestern beschäftigt, versuchten, sie mit ihren Speeren oder den wenigen Schüssen, die sie hatten, zu erlegen.

Keiner der Stachelhäuter achtete darauf, was hinter ihm passierte. Warum auch? Ruth machte sich das zunutze. Sie rannte geradewegs auf das Alphantier zu. Es stemmte sich gegen das Tor und kratzte mit seinen Krallen an der Spalte der Türen.

Als sie nah genug war, stieß Ruth mit einer Rolle vorwärts zwischen den Beinen der Bestie hindurch. Schwungvoll kam sie wieder auf die Füße und rammte aus der Bewegung heraus ihren Speer direkt in den Bauch des Stachelhäuters.

Ohrenbetäubendes Heulen übertönte den Kampf. Das Biest schlug mit seinen Klauen nach ihr. Sie ließ den Speer los, rollte sich zur Seite, huschte hinter den Stachelhäuter und zückte ihren Dolch. Immer noch auf die Hinterbeine gestellt, riss das Biest den Kopf herum und entblößte die langen, konischen Zähne seines Mauls.

Ruth wartete auf den richtigen Augenblick, darauf, dass der Stachelhäuter zuschnappte und sie ihren Dolch in dessen Schädel rammen konnte. Eine Glefe kam ihr zuvor, bohrte sich durch den Rachen in den Schädel der Bestie und streckte sie nieder. Kraftvoll zog der Kämpfer neben ihr seine Waffe aus dem toten Leib des Alphatiers. Blut tropfte von der langen, gebogenen Schneide.

Ein verzweifelter Schrei, der abrupt endete, ließ Ruth herumfahren. Die Stachelhäuter zogen sich zurück, einer von ihnen schleifte einen Körper mit sich.

Ruth fluchte innerlich, während die Umrisse im Wald verschwanden und nichts als Stille zurückblieb.

„Die waren bestimmt nicht nur für ein Opfer hier.“

Ruth kannte die Stimme und auch die Glefe. Einem Reflex folgend, rümpfte sie die Nase.

„Sayed.“ Sie nickte dem mit Blut verschmierten Mann zu. Er wischte die Klinge seiner Stangenwaffe an seinem Umhang ab. Sie verkniff sich einen Kommentar. Bei jedem anderen wäre es ihr egal gewesen, dass er ihr zuvorgekommen war und das Alphatier erlegt hatte. Nicht so bei Sayed.

„Gut, dass ich da war, was?“ Demonstrativ stellte er einen Fuß auf das Biest und lächelte verschmitzt.

„Klar“, entgegnete Ruth kalt und schaute sich um.

Sie sah einen Mann auf seinen Knien, die Hände vors Gesicht geschlagen. Er zitterte. Zwei weitere standen neben ihm, legten ihre Hände auf seinen Rücken. Das Tor wurde geöffnet, und ein halbes Dutzend Wachen kamen heraus. Jeweils zu dritt schafften sie das Alphatier und den zweiten erlegten Stachelhäuter in die Stadt. Die Haut und die scharfen Klauen brachten viele Zasser ein.

„Es war sein Bruder“, sagte eine Wache zu Ruth und Sayed mit verzogenem Mund und schüttelte den Kopf. Sie holte Luft, um etwas anzufügen, bemerkte dann Ruths Lippen, stockte einen Moment. „Er war schon seit Jahren an der Mauer“, fuhr sie fort, als sie sich wieder

gefangen hatte. „Hat nie einen Kratzer abbekommen, aber heute ... So viele greifen selten auf einmal an.“

Ruth blickte wieder zu dem knienden Mann. Er rappelte sich auf, zwei andere stützten ihn und führten ihn hinter die sicheren Mauern.

„Die wollten nicht nur einen“, sagte Ruth an die Wache gewandt.

„Die kommen wieder.“ Sayed trat näher. Sein Grinsen war verschwunden.

Hinter ihnen erschallten Rufe, die Tore würden gleich wieder geschlossen.

„Ich muss noch meinen Tornister holen. Liegt irgendwo dahinten.“

„Ich begleite dich. Vielleicht muss ich dich ja wieder retten.“ Sayed zwinkerte ihr zu und nahm die Fackel der Wache an sich. Ruth verdrehte die Augen, versuchte aber gar nicht erst, ihn davon abzuhalten.

„Wir lassen dort eine Strickleiter runter“, die Wache deutete auf eine Stelle neben dem Tor, „seid schnell. Und gib acht.“

„Ich bin immer vorsichtig“, entgegnete Ruth.

„Ich habe auch ihn gemeint.“ Die Wache sah Sayed einen Moment lang an, dann wieder Ruth. „Jemandem, der in der Dunkelheit noch unterwegs ist, muss man nicht sagen, dass er achtgeben soll. Er ist entweder verrückt oder weiß, was er tut.“

„Oder beides!“, fügte Sayed hinzu und schulterte seine Glefte. „Wo ist denn nun dein wertvoller Tornister?“

Ruth ignorierte sein blödes Grinsen und marschierte an ihm vorbei in die Dunkelheit. Mit einer kurzen Bewegung, einem vorgetäuschten Kratzen, überprüfte sie, ob das Fläschchen noch da war.

„Wir haben uns lange nicht mehr gesehen!“ Sayed ging mit breitbeinigen Schritten neben ihr her. Er war einen Kopf größer als sie, kam ihr wie immer extra nah und blickte auf sie herunter. „Wie geht es dir, Ruru?“

Ruth stellten sich die Nackenhaare auf. Sie hasste diesen Spitznamen. Ihr Vater hatte sie früher Ruru genannt, eine Weile sogar die ganze Stadt. Wenn sie diesen Namen hörte, fühlte sie sich so klein.

„Wie immer. Und dir?“ Es hatte einen Grund, warum Sayed ihr folgte und ihren Tornister sehen wollte. Sie kannte ihn seit ein paar Jahren. Er war einer ihrer treuen Kunden und auch ein Freund von Dom. Trotzdem war er ihr irgendwie suspekt.

Sayed kratzte sich am Kopf. Er trug sein Haar kürzer als früher, nur wenige Millimeter standen noch. Immerhin war der schwarze Bart gut rasiert.

„Ich lebe! Was könnte ich da klagen? Bist du noch mit diesem Ordnungshüter zusammen?“

„Nein“, antwortete Ruth und versuchte, ungerührt zu klingen.

Sayed wusste, dass sie schon lange nicht mehr zusammen waren. Er fragte trotzdem jedes Mal.

Ein betörender Duft stieg ihr in die Nase. Sie verlangsamte ihre Schritte.

„Ah, ich erinnere mich. Er ist jetzt mit dieser atemberaubend schönen Emma zusammen. Ein Jammer, dass sie jetzt vergeben ist. Aber mit dem Kerl werde ich mich nicht anlegen. Ich stelle mir eine Beziehung mit dem anstrengend vor. Wenn immer alles korrekt und vernünftig laufen muss. Das passt ja auch gar nicht zu dir. Da wir gerade davon sprechen: Hast du Kirschkraut?“ Wenigstens kam Sayed relativ schnell zum Geschäft, sobald er seine Sprüche losgeworden war.

„Nein“, log Ruth. Sie hatte einen guten Vorrat. In den nächsten Tagen würde sie aber selbst mehr als sonst brauchen. Sie wollte kein Risiko eingehen.

„Wirklich? Ich brauche auch nicht viel. Nur ein wenig. Ich zahle auch mehr als üblich.“

Ruth blieb stehen, den Blick nach oben gerichtet.

„Am Zasser soll es nicht liegen für das ...“

„Siehst du das da oben?“, unterbrach Ruth ihn und

zeigte auf eine hochgewachsene Fichte.

„Was denn? Ich sehe nichts.“

Ruth hörte, wie Sayed seine Glefe zog. Sie schnalzte.

„Da oben ist eine Erdtrompete.“ Sie ging zu der Fichte und legte den Kopf in den Nacken. Die ersten Äste hingen über vier Meter über ihr.

„Warte mal kurz.“

Ruth legte ihren Mantel ab, stellte sich mit leicht gebeugten Knien locker hin und fokussierte die Fichte. Kurz darauf sprintete sie los. Knapp einen Schritt vom Baum entfernt setzte sie zu einem Sprung an, stieß sich zunächst mit dem einen, dann dem anderen Bein am Stamm nach oben ab. Mit ausgestreckten Armen griff sie nach dem ersten Ast.

Es fehlte über einen Meter.

Mit einem dumpfen Laut kam sie wieder auf dem Boden auf und rollte sich über ihre Schulter ab.

Mit gerümpfter Nase schaute sie nochmals nach oben. Es war zu hoch. Sie dachte an das Seil in ihrem Tornister.

Der Ruf einer Eule hallte durch den lichten Wald.

„Komm. Da drüben muss mein Tornister sein.“

„Warte, warte.“

Sayed rammte die Fackel mehrmals in den Boden, bis sie hielt. Dann stellte er sich mit dem Rücken an den Baum und bot ihr eine Räuberleiter an.

Ruth lachte kurz auf.

„Meinst du, du bist stark genug?“, fragte sie und hob eine Augenbraue an. Natürlich war er das, wie Ruth wusste, aber sie genoss seinen empörten Blick.

„Dann dreh dich um. Etwas in die Knie, Hände an den Baum.“

Sayed zischte grinsend. „Wärst du ein Kerl, würde ich mir jetzt Sorgen machen“, murmelte er.

„Etwas weiter nach hinten. Gut, bleib so. Bist du bereit? Das könnte kurz wehtun.“

„Das macht es ...“

Ruth sprintete los, flog schier über den weichen

Waldboden hinweg und sprang. Ihr linker Fuß traf auf Sayeds untere Rückenpartie, ihr rechter auf seine Schulter. Sie stieß sich ab, setzte den linken Fuß nochmals an den Stamm, streckte beide Arme aus. Und hielt sich fest.

Am Ast hängend, lachte sie und jubelte kurz. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass es funktionierte.

Schnell griff sie mit der anderen Hand nach dem nächsten Ast, zog sich hoch und schwang ihr Bein darüber. Vorsichtig kletterte sie auf die weiße, trompetenförmige Blüte zu. Der süßliche Duft benebelte ihre Sinne.

Sie pflückte die Blüte und ließ sie zu Sayed hinunterfallen. „Fang.“

Binnen weniger Sekunden war Ruth wieder unten.

Sie holten ihren Tornister und gingen zurück zum Dorf.

„Kann diese Trompete was?“, fragte Sayed auf dem Weg.

„Es ist eine Erdtrompete. Sie betört einen ein bisschen, aber sonst macht sie nicht viel. Es gibt aber den Glauben, dass man mit einer Erdtrompete die Schöpfung darum beten kann, jemanden in das Reich der Unvergänglichkeit aufzunehmen. Man soll die Blüte für einen Tag und zwei Nächte auf einen Gegenstand legen, der dem Verstorbenen gehört hat.“

Ruth kletterte die Strickleiter hoch. Oben reichte ihr die Wache die Hand.

„Hier. Könntest du das dem Mann geben, der seinen Bruder verloren hat?“ Sie hielt der Frau die Blüte hin.

Sie nickte.

Zusammen mit Sayed stieg Ruth die Treppe hinunter in das kleine Dorf.

„Hast du Lust, nachher noch ein Bier zu vernichten?“ Sayed grinste breit und ließ seine weißen Zähne blitzen, sodass er fast schon unschuldig wirkte.

Ruth zog ihren blauen Schal etwas enger. Gern hätte sie noch ein Bier getrunken. Sayed war trotz allem immer eine gute Gesellschaft gewesen. Dom und er ver-

standen sich gut.

Doch Sayed war einer, der glaubte, auf alle körperlich Schwächeren aufpassen zu müssen. Das schloss auch Ruth mit ein. Sie hasste das. Niemand musste sie beschützen.

Schlimmer waren nur Frauen und Männer, die ihm genau deswegen verfielen. Weil er der große, starke Mann war. Dom hatte Sayed öfters mit in die *Böse Tante* genommen, und jedes Mal tänzelten irgendwann leicht angetrunkene Frauen oder Männer um ihn herum. Ruth verübelte es ihnen nicht, er sah wirklich gut aus. Trotzdem störte es sie jedes Mal.

„Nein, danke. Es war ein langer Tag“, antwortete Ruth nach kurzem Zögern.

„Du könntest mir davon erzählen. Ich will eigentlich sowieso nur trinken. Nicht reden. Aber nicht allein. Du verstehst schon.“

Ruth lächelte. Wenn sie sich so fühlte, hatte sie sich immer mit Anka getroffen. Anka konnte den ganzen Abend kuriose Geschichten erzählen, durch die man alles andere vergaß. Sie vermisste Anka jetzt schon mehr, als sie gedacht hatte.

„Na, was ist?“, fragte Sayed, als sie vor dem Gasthaus ankamen.

Er schob die Tür auf. Musik, Gegröle und ein Schwall warmer, stickiger Luft kam ihnen entgegen und mit ihr eine hübsche junge Dame. Sie trug hohe Lederstiefel zu ihrer aufgeknöpften Bluse und den wilden, roten Haaren. Mit ihren wunderschönen Katzenaugen blickte sie ihn an und strahlte übers ganze Gesicht.

„Sayed! Ich wusste nicht, dass du hier bist! Komm herein, trink etwas! Ich weiß doch, dass du ein Bier willst.“ Sie zwinkerte ihm zu. Erst jetzt bemerkte sie Ruth. Ihr Blick verharrte kurz an dem Mal an ihrer Lippe, ehe sie unsicher lächelte und nickte.

„Wir kommen gerne rein!“, antwortete Sayed.

„Großartig!“ Erneut sah die Frau Ruth an, machte auf

dem Absatz kehrt und verschwand in der Taverne.

Sayed legte eine Hand auf Ruths Rücken und drückte sie sanft in Richtung Tür. Ruth stemmte sich dagegen.

„Für heute bin ich raus. Ich bin wirklich müde.“ Das war sie tatsächlich.

„Wirklich? Echt schade!“ Sayed schlang die Arme um sie und drückte sie so fest an sich, dass sie kaum Luft bekam. Vor Überraschung wusste sie nichts zu sagen.

„Na schön, aber nochmals wegen des Kirschkrauts ... ich brauche wirklich nur wenig.“ Er legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Versuchst du etwa, aufzuhören?“

„Ich? Niemals, die Welt wäre zu trübe ohne. Aber ich habe einen großen Abnehmer verloren.“

Er klang traurig. Ruth wusste nicht, ob er sie mal wieder auf den Arm nahm oder ob er wirklich jemanden verloren hatte, der ihm etwas bedeutete.

Sie verdrehte die Augen und stellte ihren Tornister auf den Boden, kramte darin herum.

„Hier. Vier Blätter. Das ist das Letzte, was du von mir kriegst. Du wirst dir in Zukunft einen anderen Sammler suchen müssen.“

Sayed nahm das Päckchen – seine grünen Augen strahlten – er küsste es und hielt es hoch in die Luft.

„Ja! Ich danke dir! Das werde ich dir nicht vergessen.“

In manchen Städten war das Rauschmittel verboten und darüber hinaus war es teuer und vor allem schwer zu beschaffen. Es zählte zur Gattung der Nachtschattengewächse und musste nachts gepflückt werden, damit es seine Wirkung behielt. Es gab nicht viele Sammler, die dieses Risiko auf sich nahmen. Wegen den Stachelhäutern und Gulo war es zu gefährlich. Nur für Ruth nicht. Sie konnte nachts wie tagsüber an die abgelegensten Orte gelangen und draußen übernachten, ohne sich fürchten zu müssen. Doch das musste niemand wissen.

„Ja, ja, aber wie gesagt, such' dir ab jetzt jemand anderen.“ Ruth ging um ihn herum, weg von der Tür.

„Wo gehst du hin? Auf eine große Reise?“, fragte Sayed.

„Sozusagen“, antwortete Ruth und beobachtete, wie er grinsend mit dem Päckchen in der Gaststätte verschwand.

Schmunzelnd sah sie zu Boden.

Für einen Moment fragte sie sich, warum Sayed Kirschkraut nahm. Er sprach nie viel über sich. Eine Eigenschaft, die sie teilten.

Ruth schüttelte den Kopf. Dann schleppte sie sich zum Gasthaus, dessen Schild ein paar Meter weiter von einer kleinen Öllampe erleuchtet wurde. Sie bat den Besitzer um eine Kanne heißes Wasser, bezahlte und seufzte erleichtert, als sie die Tür hinter sich schloss. Sie stellte das Wasser auf den schiefen Beistelltisch, öffnete das Fenster, kramte in ihrem Tornister und entnahm einem Päckchen zwei dunkelrote, getrocknete Blätter. Kurz überlegte sie, dann nahm sie ein drittes.

Schnell weichten die Blätter auf und färbten das Wasser dunkelrot. Ihre Augen fielen vor Müdigkeit schon zu. Mit dem Finger strich sie über das Armband von Anka und lächelte. Erinnerungen überkamen sie, die sofort von einem Gefühl unendlicher Leere abgelöst wurden. Ruth verzog die Mundwinkel.

Reiß' dich zusammen, ermahnte sie sich und zog sich bis auf die Unterwäsche und das weiße Unterhemd aus. Sorgfältig legte sie die Kette mit dem Fläschchen auf den kleinen Nachttisch.

Sie stürzte sich den Tee in wenigen Schlucken hinunter und fiel anschließend rücklings ins Bett.

Sie war so weit. Sollten die Träume kommen.



Sie rannte durch den Wald. Äste peitschten ihr ins Gesicht, und bei jedem Schritt drohte sie, zu fallen. Panisch blickte sie nach hinten.

Sie kamen näher.

Ihre langen Haare verdeckten ihr die Sicht. Fast wäre sie in einen Sanddornbusch gelaufen, konnte gerade noch ausweichen, straukelte kurz, fing sich wieder und rannte weiter.

Die Gulo – etwas mehr als einen Meter lange, bärenartige Tiere mit kompaktem Körperbau und kurzen, kräftigen Beinen – sprangen einfach über den Busch und waren unglaublich schnell. Angriffslustig reckten sie ihre buschigen Schwänze in die Höhe.

Ich werde es nicht schaffen.

Sie würde sterben, sobald die Gulo sie einholten, sich auf sie stürzten, ihre vielen, kleinen Zähne in ihr Fleisch bohrten, es aus ihr herausrissen und ihr die Kehle zerfetzten. An den Überresten würde man sie nicht wiedererkennen.

Am liebsten hätte sie geweint, ja sogar laut geheult, doch sie konnte nicht. Sie konnte kaum atmen.

Ihre Lungen brannten, schrien nach Luft. Ruth wurde langsamer, ihre Beine versagten und hinter ihr wurde das Fauchen stetig lauter.

Sie sah erneut zurück. In dem Moment realisierte sie, dass dies ein Fehler war, ihr letzter. Der vorderste Gulo sprang. Die kalten Pfoten setzten auf ihrem Arm und ihrer Schulter auf und warfen sie zu Boden. Zähne rammten sich in ihre Schulter. Ruth schrie, schloss die Augen, flehte, es möge schnell vorbei sein.

Der Schmerz strahlte in ihre ganze Seite. Jeden Einzelnen der kleinen Zähne spürte sie in ihrem Fleisch. Mit ihren Spitzen hatten sie die Haut durchdrungen, bohrten sich in ihre Schulter, quetschten und rissen daran.

Ein Schuss schallte durch den Wald. Die Gulo hielten inne, ihre Zähne zogen sich zurück. Ruth hörte, wie sie durch das Unterholz flohen.

Ein Mann rief sie beim Namen. „Danielle!“

Sie zitterte am ganzen Körper, Tränen liefen über ihre Wangen. Sie konnte sich nicht bewegen. Warmes Blut

lief an ihr herunter.

Plötzlich war sie in ihrem Zimmer, in ihrem Bett. Auf ihrer Schulter prangte eine Narbe. Eine Frau schlief neben ihr – so wie sie, nur in Unterwäsche – drehte und wandte sich. Sie gab der unruhig schlafenden Ruth einen Kuss. Dann setzte sie sich auf, stellte die Füße auf den Boden.

Ein seltsames Geräusch ertönte.

Wie ein Kratzen auf Holz oder Schnitzen. Dann verstummte es wieder. Es war doch niemand zu Hause? Sie zuckte mit den Schultern, lehnte sich vor und Strich sich über die Stirn.

Ihr Kopf schmerzte. Sie wollte Wasser, doch Aufstehen ließ ihr Magen nicht zu.

Plötzlich packte sie jemand, zog sie zu sich. Eine behandschuhte Hand hielt ihr Mund und Nase zu, drückte ihren Hinterkopf an eine Brust. Ihr Herz setzte einen Moment lang aus. Sie versuchte, zu schreien, presste Luft durch ihre Kehle, doch mehr als ein erstickter, dumpfer Laut erklang nicht.

Ihre Lungen brannten, schienen zu explodieren. Panisch schlug sie um sich, riss an der Hand in ihrem Gesicht. Erfolglos.

Schweiß rann über ihre Stirn. Ihre Muskeln zitterten, als hätten sie zu viel und zu wenig Energie zugleich. Ihre Sicht verschwamm.



Ruth schreckte auf. Ihr Herz raste, ihr Atem ging flach und schnell. Sie ließ sich aus dem Bett gleiten und schlug auf den harten Boden auf. Ihre Lippen waren taub. Sie glaubte, innerlich zu brennen.

Auf den schmerzenden Ellenbogen zog sie sich zu ihrem Tornister. Sie konnte die Augen kaum öffnen. Ihre Wahrnehmung wechselte von Umrissen in der Dunkel-

heit zu wirren Farben, verzogenen Gesichtern und Zähnen, die sich in ihr Opfer bohrten, und wieder zu den Umrissen.

Ohne viel zu erkennen, kramte sie in ihrem Tornister, bis sie endlich ihre Wasserflasche fand. Keuchend stemmte sie sich auf die Knie. Bilder flackerten vor ihrem inneren Auge auf: Der starre Blick der toten Frau; Blut, das sich auf dem Boden ausbreitete.

Mit zittrigen Händen öffnete Ruth die Wasserflasche und biss die Zähne zusammen. Ihr Kopf dröhnte. Sie bekam kaum Luft.

Die Lippen aufeinandergepresst, legte Ruth den Kopf in den Nacken und schüttete sich das kühlende Wasser über die Stirn. Es lief über ihr Gesicht, ihren Nacken und dann den Rücken hinunter. Ihr durchnässtes Unterhemd klebte auf ihrer Haut und verstärkte den eisigen Lufthauch, der durch das offene Fenster kam.

Ihr Atem beruhigte sich, sie spürte ihre Lippen wieder. Die Bilder verschwammen und wichen gänzlich der Dunkelheit.

Ruth legte den Kopf in die Hände, ihre tropfnassen Haare fielen nach vorn.

Schließlich zündete sie eine Öllampe an, nahm ihre Umgebung aber nicht wahr. Wie immer suchten manche Bilder des Traums ihren Weg in ihre Gedanken. Wie Trommelschläge, die aus dem Nichts erklangen und wieder verstummten.

Trommelschlag. Die Zähne. Die Hand auf ihrem Mund und ihrer Nase. Das Zittern.

Mit jedem Schlag durchfuhr Ruth die Angst, gepaart mit einem schrecklichen Bild. Gerade hatte sie die schlimmsten Momente dieser Frau miterlebt, Momente der Todesangst. Bis kurz vor ihrem Todeskampf, wie sie wusste.

Das Kirschkraut machte es erträglicher. Einige Details hatte sie schon wieder vergessen. Allmählich verstummten die Trommelschläge.

Ihr Unterbewusstsein löste sich von der Verbindung zum Gesichtslosen. Aber in ihrem Kopf würde er bleiben, selbst wenn sie wach war.

Ich bin nicht allein in meinem Kopf.

Sie packte ihre Sachen und legte die Kette um den Hals. Hastig zog sie sich an. Wo war denn der blaue Schal? Egal, zum Glück hatte sie noch einen. Sie schlüpfte in den Mantel und verließ das Zimmer. Es dämmerte noch nicht, aber sie wollte weiter. Es musste endlich enden.

Sie hatte den Anfang von Danielle Mantraises Todesnacht miterlebt. Erneut.



UNDANKBAR



— Anka —

Ihre Schicht im Singerviertel begann in einer Stunde. Anka trank in ihrer Wohnung ein Bier, zog die Wäsche von der Leine und warf sie auf einen Haufen.

Sie liebte ihr kleines, unaufgeräumtes Heim. Der Boden war vor lauter Kisten, Säcken, Flaschen und Kleiderstapeln kaum zu sehen.

In ihrer Wohnung mit Josephine hatte es ähnlich ausgesehen. Nur schlimmer. Manchmal hatten sie Abende damit verbracht, Konstrukte aus den leeren Flaschen und Kisten zu bauen.

Anka lächelte und setzte sich auf den einzigen Stuhl, den es hier gab. Er knarzte und wackelte. Aber es war ein Erinnerungsstück.

Die letzten paar Tage war sie stinkwütend auf Ruth gewesen. Sie hätte ihr sagen sollen, dass sie diesen Langen mit dem Rauchgeruch als Mörder von Josephine gesehen hatte. Alles Böse hatte sie Ruth gewünscht und sogar gehofft, sie würde nicht mehr zurückkommen. Jetzt bereute sie es.

Josephines Tod war nicht Ruths Schuld und auch nicht, dass Eik diesen Langen nicht suchen wollte, da es keine Beweise außer Ruths Träumen gab. Vielleicht hatte Eik Ruth sogar so weit gebracht, dass sie selbst nicht mehr glaubte, was sie sah.

Doch es hatte Anka an ein Gespräch von vor ein paar Jahren mit Ruth erinnert. In der Woche hatte es gleich zwei Opferungen von Mördern gegeben. Anka, Ruth

und Dom hatten nach ihrer Schicht ein paar Bier getrunken. Es war schon fast wieder Mittag gewesen, als Ruth ihnen zum ersten Mal von ihren Träumen erzählte und die Theorie der *aktiven* Selektierer zur Sprache brachte. Eine kleine Gruppe innerhalb dieser Glaubensgemeinschaft, die nach ihren eigenen Vorstellungen handelte.

Ruth hatte gesagt, dass beide Opfer keine Mörder gewesen seien, dass die *aktiven* Selektierer ihnen das angehängt hätten.

Anka hatte die Logik dahinter zunächst nicht verstanden. Menschen, die strategisch Menschen töteten und es anderen anhängten, damit diese geopfert wurden? Zu aufwändig. Zu riskant.

Doch als sie an die Angriffe und Opferungen gedacht hatte, ergab es Sinn und traf sie wie ein Schlag ins Gesicht. Vielleicht hatte sie Andrej nie falsch eingeschätzt. Vielleicht hatten die *aktiven* Selektierer auch ihn und Josephine auf dem Gewissen.

Von da an informierte sie sich genauer über die Morde in Amsrath und betrachtete die Selektierer skeptischer. Eine Zeit lang war sie fast besessen von der Idee. Aber was änderte es schon? Es brachte Josephine nicht zurück.

Ein paar Monate später hatte sie sich getraut, Ruth zu fragen, ob sie den Tod von Josephine mitangesehen hatte.

Ruth hätte die Wahrheit sagen können. Sie hätte die Wahrheit sagen *sollen*. Doch wegen diesem Eik ...

Es klopfte an der Tür.

Sie nahm einen Schluck Bier und schlurfte hinüber, um aufzumachen.

Fast entfuhr ihr ein Stöhnen, als sie sah, wer vor ihrer Tür stand – mit perfekt gekämmten Haaren, die Hände im grauen Mantel versenkt.

„Wir müssen reden“, sagte Eik, wie immer mit ernster Mimik. Er wirkte müde. Anka hatte ihn noch nie unraisiert gesehen, der Stoppelbart machte ihn gleich ein paar

Jahre älter.

„Über was denn?“, fragte Anka genervt.

„Können wir also reden?“

„Nein sagen ist ja keine Option“, murrte Anka und ging ihm aus dem Weg. Eik schaute sich in der kleinen Wohnung um. Er reagierte genauso, wie sie es erwartet hatte. Mit steinernem Gesichtsausdruck und einem Hauch Ekel in den Augen. Er zog seinen Mantel aus und legte ihn sich über den Arm.

„In der Nacht, in der Danielle getötet wurde“, sein Blick blieb an der Sammlung an Bierflaschen hängen, „das war vor vier Tagen. Da warst du mit Ruth in der *Bösen Tante*. Ich habe mit Zeugen gesprochen, die behaupten, Ruth wäre an dem Abend mit Danielle nach Hause gegangen.“

Anka stutzte.

„Ich kontrolliere nicht, wo Ruth hinget“, wehrte sie ab. „Aber ja, wir waren zusammen in der *Bösen Tante*. Auf ein paar Bier. Worauf willst du hinaus? Ich dachte, ihr hättet jemanden festgenommen.“

„Das haben wir.“ Er trat näher an Anka heran. „Ich vertraue jetzt auf deine Diskretion hinsichtlich dessen, was ich dir gleich erzähle. Wir dachten, es sei ein Verzeher von Danielle, der schon öfters auffällig gewesen ist. Er hatte ihr einst im Wald das Leben gerettet, als sie von Gulo angefallen wurde. Seither stellte er ihr nach. Sie beschwerte sich, doch wir konnten nichts tun. Er soll sie am Nachmittag vor ihrem Tod als ‚undankbare Schicksel‘, die den Tod verdient, bezeichnet haben.“ Er machte eine Pause. „An Danielles Tür fanden wir das Wort ‚undankbar‘, es muss mit einem spitzen Gegenstand dort eingeritzt worden sein.“

Anka legte ihren Mantel für nachher bereit und band sich die Haare zusammen. „Dann ist der Fall doch ziemlich offensichtlich.“

„Leider nicht. Wir haben mehrere unabhängige Zeugen, die bestätigen, dass der Verdächtige kurz nach

dieser Begegnung von einer Leiter gefallen sein soll. Er kann seine Arme nicht weiter als auf Brusthöhe heben. Niemals hätte er ein Messer in Danielles Rücken rammen können.“ Eik atmete kurz durch. „Es gibt aber Zeugen, die sagen, Ruth hätte mit Danielle in der gleichen Nacht die Schenke verlassen. Und eine Zeugin bestätigte, dass die beiden in Danielles Wohnung gegangen sind.“

Anka zuckte mit den Schultern. „Dann sind sie eben zusammen nach Hause. Ruth muss später wieder in ihre Wohnung gegangen sein, und dann kam der Mörder.“ In dem Moment fiel Anka wieder ein, dass Ruth sich noch verabschiedet hatte. Sie musste Danielle übersehen haben.

„Die Zeugin sagt weiter, dass erst Danielle und Ruth in die Wohnung gingen. Später dann ein Mann. Der Mann sei aber nach wenigen Minuten wieder gegangen. Ruth nicht.“

„Vielleicht hat Ruth einen anderen Ausgang genommen und war schon lange weg, bevor er kam.“

„Entweder das oder der Verehrer hat nur die Tür beschädigt und ist dann wieder gegangen. Vielleicht hatte er einfach nur Pech. Ich muss wissen, ob du mit Ruth in der *Bösen Tante* warst und ob du Danielle gesehen hast.“

„Ja, verdammt, ich war mit ihr da. Aber ich habe nicht gesehen, mit wem sie geredet oder sonst was gemacht hat.“

„Wie wirkte sie an dem Abend? Hatte sie Kirschkraut dabei? Welches genommen?“

Anka stöhnte.

„Was willst du von mir, Eik? Glaubst du etwa wirklich, dass Ruth Danielle getötet hat? Du weißt, was das für sie bedeuten würde. Sie müsste erleben, wie sie sich selbst umbringt. Das ist doch krank. Allein schon die Vorstellung!“

Eik sah sie unberührt an.

„Wenn sie vorhat, sich bald selbst zu töten, würde das

keine Rolle mehr spielen.“

„Eik, verdammt, jetzt reicht es. Du hast Ruth schon genug geschadet. Und jetzt ziehst du ihren Namen in den Dreck, während sie weg ist und Nacht für Nacht leidet. Obwohl sie dir so oft geholfen hat, nach allem, was du ihr angetan hast. Kannst du sie nicht *einmal* beschützen?“

„Ich versuche, jeden in dieser Stadt zu beschützen. Vor Mördern.“

Anka schnalzte und rieb sich die Stirn. Sie glaubte nicht, was sie da hörte.

„Du hast keine Ahnung, wie sehr du sie verletzt hast, oder? Aber sie hat es überstanden. Sie ist stärker, als du denkst. Sie gibt nicht einfach auf.“

Eik zögerte, sah kurz zu Boden. Dieses kleine Eingeständnis von Schuld beruhigte Anka. Er hatte tief drin doch ein Herz.

„Mir ist klar, dass unsere Trennung schwer für sie war.“ Er räusperte sich. „Wenn man so lange versucht, jemandem zu helfen, es aber zu nichts führt, dann zieht es einen selbst irgendwann so tief runter, dass man nicht mehr aus dem Loch der Selbstzerstörung rauskommt.“

„Du hast also dieses Loch gesehen und hast sie dann dort unten im Stich gelassen.“

„Nein. Ich habe alles versucht. Sogar dieses Kirschkraut habe ich akzeptiert. Doch irgendwann wurde mir klar, dass sie gar keine Hilfe will. Sie hatte sich selbst aufgegeben. Ich konnte nichts mehr tun.“

„Du bist ein verdammter Feigling, Eik. Und ein Weichei. *Du* hast *sie* aufgegeben. Und jetzt schiebst du es ihr in die Schuhe, damit du besser schlafen kannst. Ganz ehrlich, Eik, du bist ihr etwas schuldig.“

Er senkte den Blick und schüttelte den Kopf. Zum ersten Mal schlich sich ein Ausdruck auf sein Gesicht, als wäre seine Maske kurz heruntergefallen und hätte sein wahres Ich preisgegeben.

„Du hast keine Ahnung, worüber du sprichst, Anka.“

Du kennst sie nur von der Schicht oder vom Trinken. Sie war praktisch für dich, wenn du sonst niemanden hattest. Es ging dir nicht darum, *ihr* zu helfen, sondern dir selbst.“ Seine Stimme war härter als sonst, aber sein Gesicht ausdruckslos. „Du warst nicht da, wenn sie zitternd und keuchend in aller Früh aufwachte, mit Todesangst in den Augen und schweißgebadet. Du warst nicht da, wenn sie sich auf dem Bett zu einem Häufchen Elend krümmte und vor Weinen kaum atmen konnte. Du hast dir keine Sorgen gemacht, wenn sie plötzlich ein paar Tage weg war, obwohl sie meinte, sie sei am Abend wieder zurück. Du glaubst, du kennst das Ausmaß ihres Zustandes, aber du hast keine Ahnung, wie sehr die Verbindung zu diesem Gesichtslosen sie beeinträchtigt. Als ihr Vorgesetzter, Mischa Kalper, bei einem Angriff starb, kam sie nach Hause, kochte einen Kirschkrauttee und legte sich schlafen. Sie erzählte mir nichts. Ich erfuhr es von einem Kollegen. Kalper war ein guter Freund von ihr gewesen, schon als ich Ruth kennenlernte. Und sie weinte nicht einmal.“

„Hast du schon mal überlegt, dass die Vorstellung, den Tod eines Freundes zu sehen, sie wahnsinnig gemacht hat? Dass das nur reiner Selbstschutz war?“ Anka warf die Hände in die Luft.

„Wahnsinnig trifft es ganz gut. Jemandem, der solche Reflexe entwickelt, so apathisch wird, dem traue ich auch einen Mord zu. Ich werde der Sache nachgehen. Es ist das einzig Richtige. Und der Familie Mantraise bin ich es *wirklich* schuldig.“ Er zog seinen Mantel wieder an. „Vielen Dank für deine Hilfe, Anka.“

Anka holte Luft, ließ ihn dann aber gehen. Sie tobte innerlich. Was für ein selbstgerechtes Arschloch! Sie hatte nie verstanden, was Ruth in ihm gesehen hatte. Die Muskeln und das ach so perfekte, kantige Gesicht mit diesen grünen Augen waren doch nur ... zum Kotzen. Er gab vor, etwas zu sein, was niemand sein konnte: stets korrekt. Wo blieb dabei die Menschlichkeit? Der Spaß?

Die Neugierde? Wo wäre die Menschheit, hätten sich alle immer an die Regeln gehalten? Nein, so jemand passte nicht zu Ruth. Anka wünschte sich jemanden für sie, der sie aus der Reserve lockte. Sie an der Hand packte, mit einem breiten Grinsen im Gesicht, und sie dann aus ihrer düsteren Welt auf die Sonnenseite zog.

Es gab da mal einen, von dem Anka geglaubt hatte, dass Ruth etwas mit ihm haben könnte. Leider hatte sich herausgestellt, dass sie ihm nur Kirschkraut besorgte. Sonst war da nichts.

Anka grinste. Sie sah sich um. Wäre Ruth hier gewesen, hätte sie diese Formulierung zum Besorgen auch lustig gefunden. Aber sie war nicht da. Schlimmer: Sie stand unter Mordverdacht. Würde sich das nicht klären, würde man Ruth dem Gesichtslosen opfern, wenn sie zurück nach Amsrath kam. Und dann? Die Stachelhäuter würden sie nicht anfassen. Doch das wussten die Leute nicht. Wie würden sie reagieren? Anka wollte es sich gar nicht ausdenken. Vielleicht würden die Selektierer sie verehren oder sie sogar, wie der Rest der Stadt, als Ausgeburt des Flammenmeers ansehen und hängen wollen. Auf die gute alte Weise, so wie damals, bevor die Gesichtslosen nach Verstal kamen.

Kurzum packte Anka ihre Sachen und machte sich auf zur Mauer.



KEINE RETTUNG



— Ruth —

Die nächsten vier Nächte verbrachte Ruth in Schutzhäusern – gesicherten Gebäuden, die der Kaufmannsgilde gehörten und instand gehalten wurden. Sie sollten reisenden Kaufleuten Schutz vor der Dunkelheit bieten. Gewöhnliche Reisende durften sie, natürlich gegen ein paar Zasser, ebenfalls benutzen.

Am Tag verfolgte sie der Schmerz von Zähnen gefolgt von Erstickungsangst.

Bald würde noch mehr kommen. Danielles ganzer Tod stand ihr erst noch bevor. Bei dem Gedanken schauerte sie es.

Nachts starb sie weitere Tode. In einer zerrten die Stachelhäuter sie über den Waldboden, sie sah ihren Bruder auf die Knie sinken. Die Klaue der Bestie hatte sich durch ihre Wade gebohrt, und ihre Schulter war ausgerenkt. Sie versuchte dennoch, sich irgendwo festzuhalten, erfolglos.

Irgendwann schlug ihr Kopf auf den harten Untergrund auf. Alles um sie herum verfiel der Dunkelheit.

In einem anderen überrannten die Stachelhäuter sie und ihren Kameraden regelrecht. Sie versuchte, einen Käfig zu beschützen, der hinter ihr stand. Doch es waren zu viele.

„Klettert hoch, auf die Plattform!“, schrie ihr hünen-

hafter Kamerad. Er stand neben einer Strickleiter.

Sie rannte, aber etwas riss sie zu Boden. Krallen gruben sich in ihr Fleisch, und das Gewicht des Stachelhäuters auf ihrem Rücken erdrückte sie. Ihr Kamerad an der Strickleiter rief noch nach ihr: „Victor!“

Flehend schaute sie zu ihm auf, schrie um Hilfe, doch er wurde selbst angegriffen, während der Stachelhäuter sie bei lebendigem Leibe zerfleischte.

Ruth spürte die Krallen auf dem Rücken noch, als sie am späten Nachmittag des fünften Tages vor den Toren von Berglaut stand – der Stadt, der sie vor über zehn Jahren den Rücken gekehrt hatte. Sie hatte sich damals geschworen, nie wieder einen Fuß dort hineinzusetzen.

Der herbe Wind blies ihr die Kapuze vom Kopf und wirbelte ihre Haare umher. Schnell band sie sie am Hinterkopf zusammen.

Nähertretend rief sie: „Ich bin eine Sammlerin und suche einen Unterschlupf. Nur für ein paar Nächte.“

Die Wachen redeten miteinander. Ruth kniff die Augen zusammen, um die Personen zu erkennen. Ohne Erfolg.

Schließlich winkte eine der Wachen. Klappernd hob sich das Eisengitter, und das schwere hölzerne Tor schwang auf. Ruth betrachtete einen Moment lang beides, ehe sie die Nase rümpfte und eintrat.

Direkt hinter dem Eingang stand eine Wache. Sie kannte ihn. Maarten war ein paar Jahre älter als sie. Er hatte sich verändert, war kräftiger und größer geworden und hatte sich einen Bart wachsen lassen.

Maarten musterte sie kurz ohne sichtliche Regung. Er erkannte sie nicht. Oder er tat es und hielt es nicht für nötig, sie zu begrüßen. Ruth tippte auf Ersteres. Sie hatte ihren braunen Schal über ihren Mund gezogen, bis knapp unter die Nase. Hätte Maarten das Mal an ihrer Lippe gesehen, die schwarzen Adern an ihrem Kinn, hätte er sie vielleicht erkannt. Doch auch dann hätte er

den Mund nicht aufgebracht, um sie zu begrüßen.

Alles sah fast noch so aus wie früher. Die massigen, aus hellgrauem Stein und Mörtel gefertigten, eckigen Häuser wirkten so kalt wie eh und je. An Leinen, die über die unebenen Wege gespannt waren, wehten Kleider, Hosen und Laken zum Trocknen.

Ruth atmete tief durch und steuerte den Marktplatz an, in der Hoffnung, weiterhin unerkannt zu bleiben.

Berglaut war zur Hälfte in einen Berg hinein gebaut worden. Hauptsächlich lebte die Stadt vom Abbau verschiedener Erze zur Gewinnung von Eisen, Blei und Kupfer.

Zu ihrer Linken trat eine junge Frau mit langem, gewelltem, schwarzem Haar auf die Straße. Sie drehte sich um, stellte einen ledernen Koffer auf den Boden und schüttelte einem älteren Herrn die Hand. Ruth wich auf die gegenüberliegende Straßenseite aus. Die Frau lachte hell, schaute zur Seite, betrachtete einen Passanten in rotem Mantel von oben bis unten. Es war Belinda. Ruth schnaubte, kratzte sich an der Stirn und hastete davon.

Belinda gehörte zu den Menschen, die sie auf keinen Fall jemals wiedersehen wollte. Diese Person war der Inbegriff von allem, was Ruth zum Weggehen gebracht hatte. Falsch. Intrigant. Herablassend. Ruth hasste sie. Belinda war schon immer wunderschön gewesen, mit langem, wehendem Haar, das nach Blumenwiese duftete, einem zierlichen Körper und einer perfekten Stupsnase. Und jeder mochte sie. Erst recht, als sie anfang, das Handwerk der Heilerinnen zu erlernen, und somit zu einer Vertrauensperson wurde. Eines Abends, Ruth war damals vierzehn, hatten sich Belinda und ein paar der angesagten Jugendlichen in der Schmiede von Maartens Vater getroffen. Zufällig war sie auf dem Heimweg von Wit dort vorbeigelaufen. Belinda konnte kaum mehr gehen, so sehr hatte sie sich am Schnaps vergriffen. Keiner der anderen sah oder wollte sehen, wie schlecht es ihr ging. Ruth brachte sie nach Hause.

Vor ihrer Tür angekommen, packte Belinda sie am Arm, starrte sie aus fast geschlossenen Augen an und lallte: „Du solltest schon lange nicht mehr hier sein. Warum bist du immer noch nicht tot? Sogar dein Vater hat dich aufgegeben. Das solltest du auch. Wir haben sogar Wetten laufen, wann du dich endlich ganz dramatisch irgendwo runterwirfst.“ Als sich die Tür hinter ihr öffnete, fiel sie ihrem Vater rücklings vor die Füße.

Ruth räusperte sich, um sich wieder zu sammeln. Das war schon ewig her. Sie hätte es längst vergessen sollen. Schnellen Schrittes steuerte sie auf das Ende der Straße zu.

Ihr stieg der Geruch von feuchtem Gemäuer in die Nase, als sie den Marktplatz betrat. Wie ein fein gewobener Teppich reihten sich die Pflastersteine aneinander und reichten von Hauskante zu Hauskante. Der Markt war bereits beendet. Nur noch die farbigen, an sprödem Holz befestigten Markisen hingen an den schmucklosen, grauen Fassaden. Die stufenförmigen Giebel der massiven Häuserreihen warfen lange Schatten auf den Platz, bis hin zur Mitte, die von fünf Kastanienbäumen dominiert wurde.

Zwei Frauen zogen einen Handwagen über den Platz. Am Westende spielten ein paar Kinder Fangen. Ansonsten schlenderten nur etwa ein Dutzend Menschen über den Platz.

Mit in den Manteltaschen versenkten Händen folgte Ruth der Fassade bis zur breiten Straße, die zu einem Aufzug führte. Sie blieb einen Moment lang stehen und legte den Kopf in den Nacken. Steile Bergwände umgaben Berglaut. Oberhalb der Stadt lagen die Felder, nur zu erreichen über diesen Aufzug. Offensichtlich war Feierabend, denn die Leute mit ihren Karren wurden heruntergelassen.

Zwei Männer standen unten an der Kurbel. Sie näherte sich ihnen. Das Gerüst war inzwischen stabiler als damals. Viele Holzpartien des Aufzuges hatte man

durch Stahl und Blech ersetzt, und dicke Seile sorgten für zusätzlichen Halt.

Ruth blieb ein paar Schritte auf Abstand, hielt sich nah der Wand. War er es?

„Langsamer!“, rief der eine.

Ja, er war es.

Sie beobachtete, wie der Aufzug leergeräumt wurde, und wartete, bis sich die Feldarbeiter auf den Weg zur Kornkammer machten.

Dann zog sie den braunen Schal aus ihrem Gesicht, gesellte sich neben ihn und blickte an den Pfählen des Aufzugs empor, dorthin, wo die Konstruktion das Ende der Bergwand erreichte.

„Sicher, dass das hält?“, fragte sie naserümpfend und spürte, wie Wit innehielt und ihr einen bösen Blick zuwarf, bis er sie erkannte.

„Ja was? Ist sie das wirklich?“

Ruth wandte sich ihm zu, lächelte und umarmte ihren alten Freund.

„Verdammt, hast du dich verändert! Aber groß geworden bist du noch immer nicht.“ Er tätschelte ihr den Kopf.

„Lass das!“, witzelte Ruth. „Du siehst noch ziemlich genauso aus wie damals, Withold. Nur jetzt mit Bart. Vielleicht auch noch dürrer als früher.“

„He, was? Ich habe zugelegt! Sieh', hier!“ Er zog sein dreckiges Hemd hoch, streckte Ruth seinen weißen, haarigen Bauch entgegen und streichelte ihn in Kreisbewegungen.

Ruth lachte in sich hinein und wandte sich ab. „Das will ich nicht sehen!“

Gemeinsam gingen sie zu Wits Wohnung die Straße hinunter. Auf dem Weg erzählte er ihr, was in Berglaut alles passiert war seit seinem letzten Brief. Ruth nickte stumm, ließ ihn reden. So war er eben: Seine Erzählungen beinhalteten jedes Detail, jeden Hintergrund von allem und jedem.

Vivien, Wits Schwester, war zu Hause und spielte mit ihrem Sohn in der kleinen Küche. Ihr Mann war vor ein paar Jahren verschwunden. Genaueres wusste man nicht. Jetzt wohnte Wit bei ihr und half, wo er konnte.

Ruth erinnerte sich nicht mehr daran, wie der Junge hieß und wie alt er war. Vielleicht zwei? Oder drei? Sie hatte keine Ahnung. Wit hatte in seinen Briefen von ihm erzählt, doch das war schon eine ganze Weile her. Ob sie es wegen des Kirschkrauts vergessen hatte oder weil sie wusste, dass sie ihn nie heranwachsen sehen würde? Es machte keinen Unterschied.

Im Gegensatz zu Amsrath bestanden die Häuser hier hauptsächlich aus grauem Stein und stützenden Balken. Die Decken hingen tief, der kalte Boden knarzte nicht unter ihren Füßen und die kleinen Fenster in den dicken Wänden ließen nur wenig Licht herein.

Sie tauschten höfliche Floskeln aus, was Ruth sehr unangenehm war. Weder mochte Vivien sie noch sie Vivien. Ihre abwertenden Blicke, ihr gespielter Lächeln und wie sie den Kleinen immer auf Abstand zu Ruth hielt. Als ob sie ansteckend wäre. Ihr entgingen die Blicke auf die schwarzen Adern an ihrer Lippe nicht. Schon früher, bevor sie Berglaut verlassen hatte, hatte Vivien sie immer gekonnt ignoriert, wollte schnell woanders hin, sobald Ruth dazu kam, oder wechselte sofort das Thema zu vergangenen Ereignissen, bei denen Ruth nicht mitreden konnte.

Vivien war nie unhöflich gewesen, und das hatte sich nicht geändert. Sie bot ihr Wasser an. Ruth verneinte. Wit stellte sich zu Vivien und stemmte die Hände in die Hüften.

„Tut mir leid, dass ich so unangekündigt hereinplatze.“ Ruth senkte den Blick und steckte die Hände in die hinteren Hosentaschen. „Ich bin auch nur hier, um die Kisten meines Vaters abzuholen. Danach bin ich weg. Ich werde mir ein Zimmer im *Mauerblümchen* nehmen.“

„Ein Zimmer nehmen? Ach Quatsch, du kannst doch

hier auf unserem Sofa schlafen“, schlug Wit vor.

Ruth lächelte knapp, und Vivien wandte sich dem Kleinen auf dem Boden zu.

„Das kann sie gern. Es ist nur etwas unbequem. Und sehr laut mit ihm hier.“ Vivien legte dem Kleinen eine Rassel hin. „Im *Mauerblümchen* ist es nett. Aber natürlich kann sie gern hierbleiben.“

„Vielen Dank, doch ich gehe lieber ins Gasthaus.“

Zum ersten Mal seit Ruth in die Wohnung gekommen war, sah Vivien ihr in die Augen. Nur für einen kurzen Moment.

Bevor Wit widersprechen konnte, lenkte Ruth das Gespräch auf die Sache, wegen der sie hergekommen war.

„Klar. Ich hab' alles aufgehoben. Hier hinten ist es.“

Wit führte sie zu einem Vorhang am Ende des schmalen Flurs zwischen Wohnungstür, Küche und Schlafzimmer. Dahinter kamen zwei Kisten zum Vorschein, beschriftet mit ‚Ruru‘. Es war die Schrift ihres Vaters.

Ruth stand vor Überraschung der Mund offen, fing sich aber sofort wieder und biss die Zähne aufeinander. Diese zwei Kisten waren alles, was noch übrig war, von ihrem Vater und von ihr.

In ihren Erinnerungen waren die Stapel, die sie damals auf dem Schreibtisch zurückgelassen hatte, höher gewesen und jetzt steckten sie in diesen beiden Kisten.

„Da sind all die Bücher deines Vaters drin. Und schau, die habe ich damals aus der Versteigerung gerettet.“

Wit griff hinter die Kisten und zog einen schwarzen Koffer mit Ledereinband hervor. Ruth erinnerte sich. Sie schluckte, um gegen die Tränen anzukämpfen.

Wit schlug das Leder auf und zog die Geige ihres Vaters hervor. Er zupfte an einer Seite. Beide grinsten. Es klang völlig schief.

„Na ja, spielen kann man die wohl nicht mehr. Aber ich dachte, vielleicht willst du sie noch.“

Ruth hatte nie gelernt, Geige zu spielen. Ihr Vater hatte ihr immer etwas vorgespielt, wenn sie nachts schreiend aufgewacht war, dem Tod bei der Arbeit zugesehen und ihn in ihren Gliedern gespürt hatte. Sein Geigenspiel war so laut gewesen, dass sie ihre Gedanken nicht mehr verstanden hatte. Die Melodie hatte die Trommelschläge in ihrem Kopf einfach überlagert.

„Ohne Musik wäre das Leben nur ein leeres Versprechen“, pflegte ihr Vater stets zu sagen. Ihm hatte die Musik Halt gegeben.

Für Ruth reichte es aber nicht, die Träume hörten nicht auf und die Trommeln wurden lauter. Trotzdem hatte das Geigenspiel geholfen. Irgendwie, für eine gewisse Zeit, bis ihr Vater verschwand. Und mit ihm die Musik.

„Die kannst du behalten. Vielleicht kriegst du noch ein paar Zasser dafür.“ Ruth würde sowieso nie darauf spielen und sie wollte keine Erinnerungsstücke an ihre Zeit hier.

„Brauchst du sonst noch etwas?“, fragte Vivien von der Küche aus.

Ruth konnte an dem Unterton erkennen, dass es eine subtile Aufforderung war, zu gehen.

Wit half ihr, eine der Kisten in den Gasthof zu bringen. Er stöhnte, als er sie auf den Boden stellte.

„Sag mal“, fing Wit an und stemmte die Hände in die Hüften. Ruth platzierte die zweite Kiste neben der ersten, verharrte in der Hocke und sah zu ihm auf. Sie war müde. Sie sollte bald wieder schlafen. „Wie läuft es mit dem Aufhören?“

Für einen Moment wusste Ruth nicht, was er meinte. Dann erinnerte sie sich an ihren letzten Brief an ihn.

„Ich hatte ein paar schlimme Nächte, da habe ich wieder angefangen, mehr zu nehmen.“

„Wie jetzt? So schnell gibst du auf?“ Er grinste und ließ sich auf das Bett fallen. Das war seine Art, mit schwierigen Situationen umzugehen: sarkastische Vor-

würfe.

Ruth schaffte es nicht, das Grinsen zu erwidern. Stattdessen fing sie an, die Bücher auszupacken und auf den Boden an die Wand zu stellen.

„Nur für ein paar Tage. Bis es wieder besser wird.“

„Ist es noch immer so schlimm?“ Diesmal klang er ernst. Ruth hielt einen Moment inne.

Trommelschlag. Sie spürte die Hand auf ihren Mund und Nase gepresst. Ihre Lungen brannten.

„Es ist nie besser geworden. Noch immer sehe ich Angst und Schmerz. Jede Nacht aufs Neue.“

Wit nickte, spielte mit seinem Gürtel.

„Und du bist dir sicher, dass es echt ist? Dass es reale Menschen sind und ...“

„Wit.“ Sie schaute ihm in die Augen. „Ich bin mir absolut sicher.“

„Kannst du das denn? Du hast früher immer gesagt, es könnte auch sein, dass ...“

„Ich war dabei.“ Sie schloss die Augen für etwas länger als einen Wimpernschlag. „Vor ein paar Tagen erst kam ich in eine Siedlung, die angegriffen wurde. Die Stachelhäuter haben einen Mann erwischt und ihn in die Dunkelheit geschleift. Zwei Nächte später erlebte ich denselben Angriff noch mal, aus seiner Sicht. Ich sah mich sogar selber kämpfen, durch seine Augen. Und dann spürte ich den Biss, genau in den Oberschenkel, und die Klaue in der Wade. Er wurde noch eine ganze Weile durch den Wald geschleift, bis alles schwarz wurde.“

Trommelschlag. Ihr Herz pochte. Sie fühlte die Todesangst. Das Wissen, dass es jetzt vorbei war.

„Das heißt, die Stachelhäuter bringen die Leichen zu dem Gesichtslosen. Und du siehst dann, was die sehen, wenn sie die Leichen aussaugen?“

„Ich sehe das, was mein Gesichtsloser sieht.“ Innerlich lachte sie über diese Formulierung. Er war nicht *ihr* Monster, vielmehr war *sie seine* reservierte Mahlzeit.

„Der, der ... du weißt schon.“ Sie deutete auf die schwarzen Adern an ihrer Unterlippe.

„Das heißt, es gibt ganz bestimmt mehrere?“

„Ziemlich sicher.“ Ruth setzte sich im Schneidersitz auf den Boden und kaute auf ihren Lippen herum.

Wit nickte.

„Scheiße.“

Ruth löste ihren Zopf.

„Das Kirschkraut hilft. Es lässt mich vergessen. Und es mildert die Gefühle, die die Träume hervorrufen“, erklärte Ruth nach einer Weile des Schweigens. „Ich sterbe jede Nacht mit ihnen. Sterbe selber ein bisschen mehr dabei. Ich habe schon tausende Tode miterlebt.“ Und sie wunderte sich, warum sie überhaupt noch auf dieser Welt war. Sie fühlte sich längst tot. Sie hatte darüber in ihren Briefen an Wit geschrieben. Hatte ihm erzählt, dass sie nicht mehr in den Spiegel sehen konnte und dass seit der Trennung von Eik alles noch schlimmer war und sie es nicht mehr lange aushielt.

Dann hatte sie den Brief weggeworfen und einen neuen, kürzeren geschrieben, in dem nur ein Bruchteil der Wahrheit stand. So wie immer.

„Du bist ein Wunder“, sagte Wit.

Ruth zog überrascht eine Augenbraue hoch.

„Alle hier glaubten, du wärst mit spätestens sechzehn tot. Und doch sitzt du jetzt hier. Über zehn Jahre drüber. Wenn du es so weit geschafft hast, schaffst du es noch viel länger.“

Wit blickte sie ernst an. Ruth biss die Zähne zusammen und nickte, weil sie nicht wusste, was sie sonst tun sollte. Er hatte ja keine Ahnung.

„Es wird schon fast dunkel. Ich möchte schlafen.“

Sie verabschiedeten sich, und Ruth holte sich heißes Wasser ins Zimmer, ließ die roten Blätter darin ziehen. Immer mal wieder rührte sie in der Tasse und ging gleichzeitig die Einbände der Bücher ihres Vaters durch, bis sie zu dem letzten kam. Sie zog es hervor, legte es auf

den Boden und blätterte zur letzten Seite, auf der sie damals eine Markierung angebracht hatte.

Der Duft von Kirschen stieg ihr in die Nase. Sie nahm einen Schluck Tee und las die Stelle langsam noch einmal. Es war die Schrift ihres Vaters. In ihrem Kopf hörte sie seine Stimme, als säße er hier und läse die Worte laut vor.

Ein Gesichtsloser kann nicht getötet werden. Es ist ein Kreislauf. Wer einen Gesichtslosen tötet, wird selbst zu einem. Es gibt keine Rettung für Ruth.